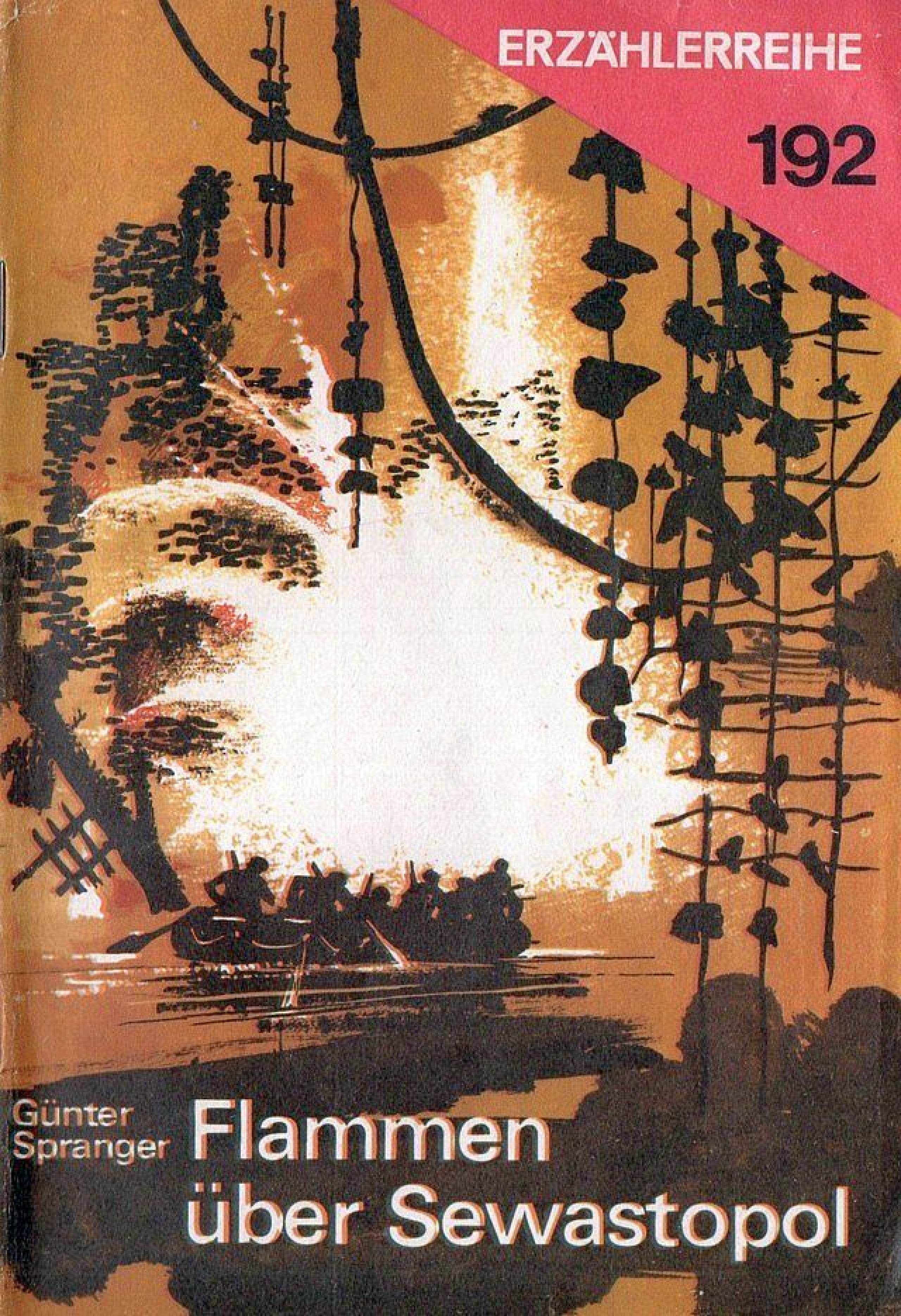

ERZÄHLERREIHE
192
Günter Spranger
Flammen über Sewastopol

ERZÄHLERREIHE · 192

Günter Spranger

Flammen über Sewastopol



MILITÄRVERLAG
DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN
REPUBLIK

1. Auflage, 1.—118. Tausend
Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik · Berlin 1973
Cheflektorat Militärliteratur
Lizenz-Nr.: 5
ES-Nr. 8 C
Lektor: Helge Paulus
Umschlag und Illustrationen: Erhard Schreier
Typografie: Günter Molinski · Hersteller: Hannelore Münnich
Vorauskorrektor: Rita Abraham · Korrektor: Eva Plake
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: Druckerei des Ministeriums für Nationale Verteidigung — Offsetrotationsdruck — 34292-3
EVP 0,45

Am 13. August 1941 schlossen faschistische deutsche und rumänische Truppen Odessa ein. Nach heldenhafter Verteidigung räumte die Küstenarmee die Stadt am 16. Oktober 1941 und setzte den Kampf gegen die faschistischen Eindringlinge auf der Krim fort. Partisanen operierten weiter aus den Katakomben von Odessa, bis die Stadt am 10. April 1944 von der 3. Ukrainischen Front befreit wurde.

Als die Vorhuten der deutsch-rumänischen Truppen bei ihrem Vorstoß gegen die Küste des Schwarzen Meeres Blonskoje erreichten, gelang es nur einer jüngeren Frau und einem zehnjährigen Jungen, die am Kujalnik Futter für die Ziegen schneiden wollten, durch die sumpfige Flußniederung nach Shimiotowo zu entkommen, das von seinen Bewohnern rechtzeitig verlassen worden war. Aufgeregt redeten sie auf Major Borissow ein, der mit Leutnant Telegin und Bataillonskommissar Kortschik auf dem Hof der von Bomben zerstörten Traktorenstation stand.

„Macht, daß ihr weiterkommt", sagte Borissow schließlich ungeduldig, als er begriffen hatte, daß sie nichts Wesentliches berichten konnten. „Und beeilt euch. In einer Viertelstunde wird es hier sehr ungemütlich sein."

Die beiden verschwanden, und der Kommandeur wandte sich an Telegin, der mit seiner Abteilung längs des Kujalnik einen Gegenstoß unternehmen sollte.

„Einen General werden sie da drüben nicht gerade haben", sagte er, „aber bringen Sie mir wenigstens einen Offizier mit, Genosse Leutnant, damit wir herauskriegen, ob die Faschisten weiter nach Osten vorrücken oder nach Süden einschwenken wollen."

„Ein paar mehr würden auch nichts schaden", warf Kortschik ein und schnallte sich das Koppel mit der Pistole um. „Da könnten wir etwas über die Stimmung bei ihnen erfahren."

Über ihren Köpfen zog ein Aufklärer des Gegners seine Kreise, und keine eigene Maschine verjagte ihn.

„Ich werde mir Mühe geben", sagte Telegin. „Aber versprechen kann ich es nicht. Wir werden es schwer genug haben, Blonskoje zu nehmen und bis morgen früh zu halten."

„Dieser Auftrag geht natürlich vor", sagte der Kommandeur. „Trotzdem – denken Sie auch an Gefangene."

Aus einer großen weißen Wolke schoß eine I-16 hervor und stürzte sich auf den Aufklärer. Der floh nach Norden. Ehe beide außer Sicht waren, geriet der linke Motor der Henschel in Brand, aber sie hörten keine Explosion, und es stieg auch keine Rauchsäule hinter der Bodenwelle empor.

„Hoffentlich hat er diesem Räuber den Garaus gemacht", sagte der Kommandeur, der wie die beiden anderen den Vorgang beobachtet hatte. „Es wird allmählich Zeit. In zehn Minuten geht es los."

Telegin begab sich zu dem zerstörten Gebäude, in dem die Werkstatt untergebracht gewesen war, und kletterte über die Trümmer zum Fluß hinunter. Die Soldaten lagen im hohen Gras der Uferböschung und warteten auf das Zeichen zum Angriff. Telegin setzte sich neben Feldwebel Losinski, der ihm meldete, daß alles in Ordnung sei, und starrte schweigend die flache Mulde entlang, die der Fluß gegraben hatte. Blonskoje, von hier aus nicht sichtbar, sollte von zwei Seiten angegriffen werden, aber nur auf ihrer Seite war ein Einbruch geplant, die andere Abteilung sollte den Gegner lediglich ablenken. Das schwierigste Problem würde sein, den Ort zu verteidigen, wenigstens die kurze Spanne vom Nachmittag bis zum nächsten Morgen. Denn so lange würde es dauern, bis das Verpflegungslager geräumt und über Blonskoje abtransportiert war.

Was den Leutnant so schweigsam sein ließ, war nicht allein die Spannung, in die ihn der bevorstehende Angriff versetzte. Er hatte zu dem Dorf vor ihnen eine ganz persönliche Beziehung. Die Mutter seiner Frau lebte dort. In dem letzten Brief, den er von Tanja erhalten hatte, machte sie sich Sorgen um sie, drückte aber gleichzeitig die Hoffnung aus, die alte Frau werde rechtzeitig zu ihr nach Kiew kommen. Telegin hielt diese Lösung nicht für sehr glücklich. In den letzten Tagen zeigte sich immer deutlicher, daß auch Kiew bedroht war, und er wünschte sehr, daß Tanja seinen Rat befolgt und sich mit der fünfjährigen Ljuba zu seiner Schwester nach Nolinsk begeben hatte. Vielleicht hatte sie auch ihre Mutter dorthin mitgenommen. In Kiew war ihr Bleiben ohnehin sinnlos geworden. Die Hafenverwaltung, in der Tanja angestellt war, konnte sie nicht mehr be-

schäftigen, nachdem man die Schiffahrt auf dem Dnepr, durch die militärischen Operationen bedingt, hatte einstellen müssen.

Die Abschüsse zweier Panzerkanonen rissen den Leutnant aus seinen Gedanken. Die beiden KW-1, die auf der anderen Seite der Traktorenstation aufgefahren waren, hatten mit der Beschießung der faschistischen Stellungen begonnen. Dazwischen mischte sich das dumpfe Plopp der Granatwerfer und das helle trockene Knallen der Panzerbüchsen. Telegin sah auf seine Uhr. Jetzt mußte Hauptmann Jarzew mit seinen Soldaten von Westen her gegen Blonskoje vorrücken, und nun hörte er auch an dem Rasseln der Panzerketten, daß die beiden KW-1 zum Angriff anfuhren. An den Einschlägen in der Traktorenstation erkannte er, daß die Faschisten mit Granatwerfern und leichten Geschützen zurückschossen.

Es war soweit. Telegin erhob sich und gab das Zeichen. In gebückter Haltung hasteten die Soldaten die flache Mulde entlang. Sie konnten nicht eingesehen werden und legten ungefähr zwei Drittel der Entfernung bis zum Dorf zurück, ohne daß ein Schuß in ihre Richtung abgegeben wurde. Dann machte der Fluß eine Biegung. Die Soldaten warfen sich keuchend ins Gras. Vorsichtig beobachtete Telegin durch sein Glas den Ortsrand. Er entdeckte niemand. Die andere Seite lag unter dem Beschuß der Panzer und der Granatwerfer. Gewehr- und Maschinengewehrfeuer zeigte an, daß Jarzew mit seinen Leuten schon sehr nahe sein mußte. Feldwebel Losinski faßte Telegin am Ärmel und wies nach hinten. Aus dem Hof der Traktorenstation stieg eine rote Leuchtkugel empor.

Der Leutnant sprang auf und schwang die Maschinenpistole. Links und rechts von ihm stürmten die Rotarmisten gegen das Dorf vor. Die Überraschung gelang. Als sie auf hundert Schritte heranwaren, verstummte das Feuer, das vor dem jenseitigen Ortsrand lag. Mit lautem Hurra brach die Abteilung in Blonskoje ein. Es kam zu einem kurzen erbitterten Kampf, in dessen Verlauf die Faschisten Hals über Kopf auf Krädern und zu Fuß in nördlicher Richtung nach dem Wald hin flohen. Allen voran fuhr ein Kübelwagen, in dem sich anscheinend der feindliche Kommandeur in Sicherheit brachte. Unter den Gefangenen, die gemacht wurden, war auch ein Offizier.

Nachdem Telegin den nördlichen Teil des Ortes gesichert hatte, wollte er zum Haus des Dorfsowjets gehen, wo eine Besprechung stattfinden sollte.

„Wir nehmen die Gefangenen gleich mit", sagte er zu Losinski. „Wo sind sie denn?"

„Ich habe sie auf den Platz vor der Schule bringen lassen", sagte



der Feldwebel, der durch einen Streifschuß am Kopf verwundet war, grimmig. „Damit sie noch einmal sehen, was sie angerichtet haben. Man sollte sie eigentlich gleich erschießen, diese Bestien . . ."

„Wo gekämpft wird, gibt es Tote und Verwundete", sagte Telegin. „Sie haben uns Verluste beigebracht und wir ihnen . . ."

„Sie verstehen mich falsch, Genosse Leutnant", entgegnete Losinski. „Auf dem Platz liegen nicht unsere Toten und Verwundeten. Dort haben die Faschisten einen Teil der Einwohner zusammengetrieben und niedergeschossen. Wissen Sie das noch nicht?"

Telegin schüttelte den Kopf und sah ihn starr an. Dann drehte er sich um und schritt, gefolgt von Losinski, auf die Schule zu. Die Gefangenen, etwa ein Dutzend, drängten sich ängstlich unter einer großen schattigen Linde zusammen. Der Platz war mit den Leichen von mehr als dreißig Männern, Frauen und Kindern bedeckt.

Der Leutnant blieb stehen und beschattete mit der linken Hand die Augen. Es war unfaßbar, was die Faschisten getan hatten. Südlich von Tiraspol, vom linken Ufer des Dnestr, hatte er selbst zu-

sehen müssen, wie ein Rudel deutscher Panzer eine schreiende Menschenmenge in den Strom jagte. Viele ertranken hilflos, während die übrigen, die sich durch Schwimmen zu retten versuchten, mit Maschinengewehren abgeschossen wurden. Er ließ die Hand sinken und blickte stumm über die Toten hin. Tiefe Trauer und leidenschaftlicher Zorn erfüllten ihn, als er an die Menschen dachte, die hier ihre Angehörigen verloren hatten, verloren auf eine entsetzliche, unbegreifliche Weise. Plötzlich durchfuhr ihn ein schrecklicher Gedanke. Wenn nun Anna Gubowa, die Mutter seiner Frau, nicht nach Kiew zu Tanja gefahren war, wenn sie hier geblieben war und nicht zu den Überlebenden von Blonskoje gehörte, die jetzt auf dem Platz erschienen und unter Ausbrüchen der Verzweiflung und des Schmerzes unter den Toden nach Verwandten und Freunden suchten?

Sein Herz war schwer, als er durch die Reihen der Ermordeten ging. Überall hatten sich weinende Frauen und Kinder niedergehockt, und er war darauf gefaßt, die alte Frau zu finden. Aber dann sah er etwas viel Furchtbareres, so furchtbar, daß ihn der Anblick wie ein Schlag traf und er wie gelähmt die drei stillen Gestalten am Boden anstarrte. Vor ihm lag Anna Gubowa mit ernstem, strengem Gesicht, als wollte sie den, der ihr das angetan hatte, tadeln, aber neben ihr – und es wollte ihm nicht in den Kopf, daß es Wirklichkeit war, was er sah – war seine Tanja, die er in Kiew oder Nolinsk glaubte, zusammengesunken und hatte schützend den Arm um seine kleine Ljuba gelegt. Die Augen des Kindes standen in namenlosem Entsetzen offen.

Um ihn begann alles zu schwanken. Der helle Tag schien sich in ein düsteres Grau zu verwandeln, und eine ungeheure Leere breitete sich um ihn aus. Er blinzelte, als narrte ihn ein böser Traum. Doch das Entsetzliche blieb, und da begriff er, daß Tanja ihre Mutter, weil sie nicht zu ihr gekommen war, hatte holen wollen, und so waren sie alle drei der Mordgier der Faschisten zum Opfer gefallen. Der Leutnant brach in die Knie, und Tränen strömten ihm übers Gesicht. Mit zitternden Händen schloß er die Augen der geliebten Toten. Lange Zeit rührte er sich nicht. Dann nahm er die Maschinenpistole von der Schulter und ging zu den Gefangenen hinüber, bei denen Losinski wartete. Er legte die Waffe auf die Faschisten an. Aufgeregt sagte der Feldwebel: „Was machen Sie denn da, Genosse Leutnant? Die müssen wir doch zum Kommandeur bringen."

Die Worte des Feldwebels brachten Telegin zur Besinnung. Er war kein Mörder wie die Faschisten. Er war ein Sowjetmensch und

wollte nicht Befriedigung seiner Rache, sondern eine gerechte Strafe. Major Borissow kam nicht dazu, neue Befehle zu erteilen. Aus dem Wald brachen die Faschisten mit Panzerunterstützung wieder hervor. Die Offiziere eilten zu ihren Soldaten, und der Angriff wurde abgeschlagen. Ein Granatsplitter zerfetzte Leutnant Telegin die Schulter. Als der Bewußtlose abtransportiert wurde, berichtete Feldwebel Losinski dem Kommandeur: „Ich weiß nicht, was mit ihm los war. Es muß mit den Toten vor der Schule zusammenhängen. Er ist überhaupt nicht in Deckung gegangen. Ich glaube, er hat den Tod gesucht."

Drei Wochen später besuchte der Bataillonskommissar Telegin in einem Lazarett in Lansheron.

„Es freut mich, daß es dir besser geht", sagte er. „Aber was du getan hast, darfst du nicht wieder tun. Man wirft sein Leben nicht weg. Wir wissen jetzt, was du in Blonskoje gesehen hast."

„Du hast das nicht erlebt", sagte Telegin. „Meine Familie . . ."
Er konnte nicht weitersprechen.

„Sie haben ein anständiges Grab bekommen", sagte Kortschik rauh. „Wie die gefallenen Genossen, du mußt weiterleben, Andrej."

„Wofür?" fragte Telegin.

„Du warst Lehrer an einer Abendschule", sagte Kortschik. „Du bist gescheit, und du bist Kommunist. Ich werde dir also nicht zu sagen brauchen, weshalb du weiterleben mußt."

Sie schwiegen beide.

„Die Faschisten haben Odessa eingeschlossen", fuhr Kortschik schließlich fort. „Der Arzt sagt, man wird dich auf die Krim verlegen. Du mußt weiterleben . . . und kämpfen."

Als Kortschik gegangen war, wiederholte Telegin leise: „. . . und kämpfen."

Die Sonne brannte unbarmherzig über der flachen Landschaft. Die Hitze hatte das Gras versengt, und Schatten bot nur das kleine Wäldchen, das fast bis an die letzten Häuser von Kochanowka heranreichte. Im Norden, schon ein ganzes Stück entfernt, hatte der Gefechtslärm wieder zugenommen, aber lange konnte die Schlacht nicht mehr dauern. Der Ring, den die Faschisten um Uman gezogen hatten, wurde immer enger, und den Verteidigern ging die Munition aus.

Der Soldat Anatoli Masurow lag in einer kleinen Mulde am Rande des Wäldchens und beobachtete das Haus vor sich, das keine fünfzig Schritt entfernt war. Genauer gesagt war sein Blick auf den Brunnen

gerichtet, der eine magische Anziehungskraft auf ihn ausübte, denn er hatte den ganzen Tag nichts getrunken, aber er fürchtete, in der Nähe könnten Deutsche sein, und er wollte nicht wegen eines Schlucks Wasser Tod oder Gefangenschaft riskieren. Die Wogen der angreifenden Truppen waren zwar über ihn hinweggerollt, aber mit dem Auftauchen ihrer rückwärtigen Dienste mußte man jederzeit rechnen.

Hinter Masurow erklang ein dumpfes Stöhnen. Der junge Soldat drehte sich um und sagte beruhigend: „Nur noch eine kleine Weile, Genosse Oberst. Sie werden bald Hilfe erhalten."

In Wirklichkeit war er ratlos, was er tun sollte. Er hatte am vergangenen Abend den schwerverwundeten Offizier am Ufer eines Baches unter einer eingestürzten Brücke gefunden. Die Brücke war offenbar von einer Granate getroffen worden, als der Oberst mit einem Wagen darüberfuhr. Das Fahrzeug und die Leichen der übrigen Insassen lagen in dem schlammigen Wasser des Baches. Masurow war allein und hatte den Rückzug seiner Truppe nicht mitmachen können. Trommelfeuer war auf ihre Stellungen niedergegangen. Von der Druckwelle eines detonierenden Geschosses bewußtlos geworden, hatte er halbverschüttet in seinem Erdloch gelegen und war von den Angreifern für tot gehalten worden. Als sie längst weitergezogen waren, wachte er auf und schlug die Richtung nach Uman ein, um sich wieder seiner Einheit anzuschließen. Dabei war er auf den verwundeten Oberst gestoßen und hatte ihn unter großen Anstrengungen auf einer Zeltplane fast fünf Kilometer bis hierher gezogen.

Das Stöhnen hinter ihm hörte auf, und eine schwache Stimme fragte: „Warum lassen Sie mich nicht liegen und schlagen sich allein durch? Haben Sie noch Ihr Gewehr?"

Masurow griff neben sich.

„Ich habe es noch, Genosse Oberst."

„Dann befehle ich Ihnen, mich zu erschießen und zu den Unseren zurückzukehren."

Masurow schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Entschuldigen Sie, Genosse Oberst, aber ich werde Ihrem Befehl nicht gehorchen. Wir werden einen Arzt finden. Der macht Sie gesund, und Sie können wieder im Schewtschenko-Park spazierengehen."

Die Explosion der Granate hatte dem Oberst die Beine zerschmettert. Die Verwundung sah böse aus. Aber Masurow dachte nicht daran, den Offizier zu verlassen oder gar seinem Wunsche zu entsprechen. Er wollte ihn retten.

Der Schmerz preßte dem Verletzten einen Fluch ab. Dann sagte er,

mehr um sich abzulenken als aus wirklichem Interesse: „Sie sind aus Kiew?“

„Ja, ich habe in den Eisenbahnwerkstätten gearbeitet — als Schweißer“, erwiderte Masurow.

Die Tür in dem Haus vor ihnen ging auf, und ein vielleicht achtjähriger Junge lugte daraus hervor. Als er niemand bemerkte, lief er mit einem Krug zum Brunnen hin. Masurow richtete sich auf und winkte ihm zu. Wie der Blitz verschwand der Kleine wieder im Haus. Der Soldat war enttäuscht und besorgt, aber nach fünf Minuten wurde die Tür wieder geöffnet, und der Junge ging zögernd auf die Stelle zu, wo Masurow lag. Er blieb ein Stück von ihm entfernt stehen, um jederzeit wieder davonlaufen zu können, und fragte: „Was wollen Sie?“

„Sind Faschisten bei euch?“ erkundigte sich Masurow.

Der Junge schüttelte den Kopf.

„Die sind weitergezogen.“ Er wies nach Norden. „Aber vielleicht kommen sie wieder. Dunja fürchtet es auch.“

„Wer ist Dunja?“

„Eine Sanitäterin. Sie hat Mama geholfen, als Fedja geboren wurde. Seit gestern habe ich nämlich ein Brüderchen. Und Dunja kann nicht mehr fort, weil die Faschisten sie sonst gefangennehmen.“

Menschen sterben, und Menschen werden geboren, dachte Masurow. So ist das Leben; es geht immer weiter.

„Ich habe einen verwundeten Offizier bei mir“, sagte er. „Vielleicht können wir ihn zu euch ins Haus bringen. Hol Dunja her.“

Der Junge gehorchte. Aus der Tür trat ein Mädchen in der Uniform der Roten Armee. Sie war noch sehr jung, höchstens ein oder zwei Jahre älter als Masurow. Sich scheu umblickend, eilte sie vom Haus unter die schützenden Bäume. Der Soldat war aufgestanden.

„Wo ist der Verwundete?“ fragte sie mit einer klangvollen Altstimme.

Masurow deutete hinter sich. Sie beugte sich nieder und untersuchte den Offizier, der zu phantasieren begann.

Ihr herbes, schmales Gesicht unter dem wirren blonden Haar war ernst, als sie sich wieder aufrichtete.

„Schlimm, sehr schlimm“, sagte sie sachlich. „Man müßte ihm die Beine amputieren, aber ich bin keine Ärztin. Ich kann ihm nicht einmal mehr eine Spritze gegen seine Schmerzen geben. Kommen Sie, wir tragen ihn hinein.“

Sie packte das eine Ende der Zeltplane und Masurow das andere. Er staunte, wie kräftig sie trotz ihrer zierlichen Gestalt war. Der

Junge mußte Stroh aus dem Stall holen, und der Oberst erhielt ein Lager neben dem Ofen. Am Fenster stand das Bett, auf dem die Wöchnerin lag. Masurow trat zu ihr und betrachtete gerührt das kleine Bündel.

„So haben Sie auch einmal ausgesehen“, sagte Dunja neben ihm mit einem schwachen Lächeln.

Masurow griff nach dem Krug, den ihm der Junge hinhielt, und trank in tiefen Zügen das kühle Wasser. Dann blickte er sich zögernd um. Das Mädchen merkte, wie müde er war.

„Schlafen können Sie nebenan im Stall“, sagte sie. „Über dem Verschlag, wo das Stroh liegt. Dort schlafe ich auch. Wenn die Faschisten kommen, haben Sie die Möglichkeit, sich durch das kleine Seitenfenster davonzumachen.“

„Wohin?“

„Das wird Ihnen schon einfallen“, sagte sie. „Gehen Sie, ruhen Sie sich jetzt aus.“

Als es dunkel wurde, weckte ihn Dunja. Er fragte leise: „Wie geht es dem Oberst?“

„Schlecht“, erwiderte sie. „Er wird nicht mehr lange leben.“

„Ich kann ihn nicht verlassen“, sagte er.

„Sie müssen es“, entgegnete sie. „Sie müssen aufbrechen und die Unseren suchen. Ich werde noch hierbleiben, seinet- und des Kindes wegen.“

„Können wir nicht später zusammen gehen?“ fragte er.

„Das ist unmöglich“, antwortete sie. „Verstehen Sie doch.“

„Nennen Sie mir wenigstens Ihren Namen“, bat er. „Erzählen Sie mir von sich.“

Sie hieß Dunja Tarassowa, war einundzwanzig Jahre alt und hatte in Kiew Germanistik studiert. Zu Beginn des Krieges hatte sie sich freiwillig zum Sanitätsdienst gemeldet. Die Schlacht von Uman war ihr erster Einsatz.

„Ich wohne in Kiew in der Borissoglebskaja“, sagte er eifrig. „Gleich hinter dem Bratski-Kloster. Und in der Woloschskaja habe ich die Abendschule besucht – bis die Faschisten uns überfielen. Sie wollten mich zuerst gar nicht zur Armee einziehen. Ich sollte weiter Lokomotiven reparieren – das war nämlich meine Arbeit –, aber dann nahmen sie mich doch.“ Er schwieg eine Weile.

„Es müßte schön sein, jetzt an der Matwejewski-Bucht zu liegen und sich von der Sonne bräunen zu lassen“, sagte er leise, „sich ins Wasser gleiten und den Fluß zur Wodniki-Insel hinunter tragen zu lassen. Schwimmen Sie auch gern, Dunja?“

Er hörte sie seufzen.

„Sie sind ein großes Kind, Tolja", sagte sie. „Wir können jetzt nicht darüber sprechen, was wir gern tun würden. Es ist Krieg, und Sie müsser weiter."

Er rieb sich die Stirn.

„Sie wollen wirklich bleiben?"

„Ja, und Sie müssen fort."

Er beugte sich zu ihr hinunter.

„Ich möchte Sie wiedersehen, Dunja", sagte er schüchtern. „Bitte, vergessen Sie mich nicht."

„Ich vergesse Sie nicht, Tolja", sagte sie und küßte ihn.

Der Soldat Masurow marschierte die ganze Nacht nach Südosten. Als der Morgen graute, stieß er in einem Maisfeld auf fünf sowjetische Soldaten.

„Hallo", sagte der älteste von ihnen, ein Mann mit einem Schnurrbart und den Dienstgradabzeichen eines Feldwebels. „Wenn das so weitergeht, haben wir bald eine Armee zusammen und können gegen die Faschisten Krieg führen."

Sie blieben den Tag über im Maisfeld. Der Feldwebel, der die Führung übernommen hatte, hieß Gawrilenko. Er war Kolchosbauer. Immer wieder sprach er davon, welche Verwüstungen die Faschisten auf den Feldern und in den Dörfern angerichtet hatten.

„Du bist ein Stadtmensch, Tolja", sagte er zu Masurow. „Du verstehst nicht, wie sehr mir das Herz blutet, wenn ich sehe, wie sie alles zertrampelt und das Vieh fortgetrieben haben."

„Ich verstehe dich schon", entgegnete Masurow. „Aber sie verschonen ja auch die Städte nicht. Eines Tages werden sie dafür bezahlen müssen. Für alles."

Sie waren nur nachts unterwegs. Bei Bogdanowka setzten sie mit einem primitiven, selbstgefertigten Floß über den Bug, den Oberlauf des Ingul passierten sie durch eine Furt, und den Igulez überquerten sie auf den Trümmern einer Brücke. Mehrere Male gerieten sie in Gefahr, entdeckt und gefangengenommen zu werden, aber immer wieder hatten sie Glück. Nur östlich von Stepowoi wäre es ihnen bald übel ergangen. Aus irgendeinem Grunde schien der Gegner zu glauben, das Gelände, in dem sie sich aufhielten, sei noch von sowjetischen Truppen besetzt, und sie nahmen diesen Abschnitt unter Artilleriebeschuß. Gawrilenko und die fünf Soldaten verkrochen sich in die Deckungslöcher, die die längst abgezogenen sowjetischen Truppen ausgehoben hatten. Anatoli Masurow wurde aschgrau im Gesicht und begann zu zittern. Er hatte den Schock durch das Trom-

melfeuer von Uman noch nicht überwunden. Der Genosse, der mit ihm im Deckungsloch saß, legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter und sagte: „Angst haben wir alle. Es kommt nur darauf an, daß man sie überwindet. Und das tust du."

Ende August setzten sie südlich von Berislaw über den Dnepr. Daß ihnen das gelang, war ein Verdienst Masurows. Sie hatten an einer Insel im Strom einen alten Kahn entdeckt, und der junge Soldat, der vorzüglich schwimmen konnte, holte ihn herüber. Im Morgengrauen betraten sie das andere Ufer und fanden wieder Anschluß an die Truppen der Roten Armee.

Als sich der Rauch verzogen hatte, erhoben sich aus dem Straßengraben zwei Männer. Zu ihrem Glück war die Handgranate auf der Fahrbahn explodiert.

„Sie wittern Morgenluft, unsere Freunde von der Kurultaj-Bande", sagte der eine in der zerschlissenen Kleidung eines Bauern und ging zu dem Chausseebaum auf die andere Seite hinüber. Der andere in der Uniform eines Majors der Roten Armee folgte ihm.

Unter dem Baum lag ein Toter. Sein Mund und seine Augen standen offen, und auf seiner Stirn war ein kleines rundes Loch.

„Man muß jetzt wieder mit ihnen rechnen; die Faschisten haben sie munter gemacht", sagte der Mann in der Bauernkleidung und steckte die Parabellum unter die Jacke. „Wollen Sie nach Simferopol zurück?"

Major Rogotschew strich über seinen Schnauzbart und betrachtete nachdenklich den Toten.

„Ich habe dort alles erledigt", sagte er dann. „Die Verbindung zum illegalen Gebietskomitee hält der Genosse Sokoljanski. Sie kennen seine Adresse. Was die politische Arbeit anbelangt, wenden Sie sich an ihn. Meldungen über die militärische Lage funken Sie an die Aufklärung. Die Sendezeiten wissen Sie?"

„Vorläufig nachts um zwei Uhr dreißig, Genosse Major", erwiderte der Mann.

„Das genügt einstweilen", sagte der Major. „Sie sind ja nicht der einzige, der uns Berichte durchgibt."

Er blickte zu den steilen Felsen des Jailagebirges hinauf.

„Ich hoffe, Ihr Lager ist gut getarnt, Genosse Ljubitschkin", meinte er. „In drei bis vier Tagen, wenn unsere Truppen auf Sewastopol zurückgegangen sind, werden die Faschisten an der Küste stehen."

„Getarnt und uneinnehmbar", erwiderte der künftige Partisanen-

führer, „solange wir Munition haben. Oder möchten Sie diesen Felseinschnitt dort unter dem Ai-Petri angreifen?“

Sie gingen die Straße hinab auf Oreanda zu. An einer Biegung, die einen Blick auf das Meer erlaubte, stand ein mit Zweigen getarnter Funkwagen. Ein Soldat kam auf Major Rogotschew zu und reichte ihm eine Meldung.

Der Major las. Dann ließ er das Blatt sinken und sagte zu seinem Begleiter: „Die Faschisten haben Simferopol erreicht. Damit ist der Fall eingetreten, auf den wir uns vorbereitet haben. Sie müssen zu den Genossen zurück. Ich wünsche Ihnen viel Glück.“

Er reichte dem anderen die Hand, und der Mann in Bauernkleidung stieg wieder die Straße hinan.

Major Rogotschew trat zu dem kleinen PKW, der hinter dem Funkwagen hielt, und befahl dem Fahrer: „Wir fahren über Alupka. Wo ist Oberleutnant Iljin?“

„In Autka sollen noch Senderöhren und Akkumulatoren liegen“, sagte der Fahrer. „Er will sie sicherstellen und bittet Sie, ihn am Armeedepot abzuholen.“

„Immer diese Extratouren“, brummte Rogotschew. Im Grunde aber war er froh, Iljin, der die operative Aufklärung leitete, an seiner Seite zu haben.

Sie fuhren das kurze Stück bis Autka und hielten am Tor des Armeedepots. In Lastkraftwagen und auf Pferdefuhrwerken wurden die Bestände abtransportiert. Den Faschisten sollte nichts von Wert in die Hände fallen. Oberleutnant Iljin stand neben dem Tor, zu seinen Füßen eine Kiste und einen Pappkarton.

„Das wollen Sie in unseren Wagen laden?“ fragte der Major mit einem bedenklichen Blick auf den Umfang der Kiste.

„Warum nicht“, sagte der Oberleutnant mit dem Lausbubengesicht vergnügt. „Was man hat, das hat man. Wir sind ja nur zu dritt. Die Kiste paßt auf den Sitz hinter Ihnen, und den Karton nehme ich auf meinen Schoß.“

Mit Hilfe des Fahrers verstaute er die Kiste im Wagen und setzte sich mit dem Karton daneben. Dann fuhren sie die Küste entlang bis Kap Foros. Der Wagen kletterte die Serpentinen der Sewastopoler Straße hinauf, auf der nur schwacher Verkehr herrschte, und näherte sich dem Bajdar-Tor. Aber sie hatten es noch nicht erreicht, als eine He 111 über dem Kamm des Gebirges auftauchte und über sie hinwegschoß.

„Halt!“ schrie der Major. „Alles ’raus! Volle Deckung!“

Der Fahrer stoppte und sprang aus dem Wagen. Wie Rogotschew

lief er auf einen der Felsblöcke zu, die auf dem kahlen, nur von einigen Pinien bestandenen Hang lagen, und ging dort in Deckung. Als der Major von seinem Platz nach Iljin schaute, sah er, wie der Oberleutnant hinter dem Stein, den er sich ausgesucht hatte, wieder hervorkam, zu dem Wagen eilte und den Karton mit den Senderöhren heraushob, um ihn in Sicherheit zu bringen.

„Sind Sie verrückt?“ schrie ihm der Major zu. „Lassen Sie das Zeug liegen, und kommen Sie sofort her ...!“

Aber da hatte das Flugzeug schon wieder gewendet und flog von See her auf sie zu. Geschosse rissen den Boden hinter Iljin auf. Rogotschew sah, wie die Einschläge ganz in der Nähe des Oberleutnants lagen. Dann heulte die Maschine über sie hinweg und war auch schon hinter dem Kamm des Gebirges verschwunden.

Iljin lag am Boden. Der Major lief zu ihm hin und versuchte ihn aufzurichten. Aus dem Mundwinkel des Gestürzten sickerte Blut. Das fröhliche Lausbubengesicht des Aufklärers war fahl geworden.

„Er hat doch ..., er hat doch die Röhren nicht getroffen?“ stammelte er.

Rogotschew schloß wie unter einer schweren körperlichen Anstrengung die Augen. Dann warf er einen Blick auf den Karton, der Iljins Händen entglitten war. Die MG-Garbe hatte ihn an der Seite aufgerissen. Der Inhalt konnte nur noch ein Haufen Scherben sein.

„Sie sind in Ordnung“, sagte er behutsam, den Kopf Iljins auf seinen Schoß bettend. Der Fahrer, der neben ihm stand, wollte etwas sagen, aber der Blick des Majors hinderte ihn daran.

„Das ist gut“, sagte der Oberleutnant mit schwachem Lächeln. Sein Kopf fiel zur Seite.

„Er ist tot, Genosse Major“, sagte der Fahrer bestürzt.

Rogotschew erhob sich und gab dem Karton einen Fußtritt. Zorn und Schmerz bewegten ihn. Iljin hatte die kostbaren Röhren retten wollen und sein Leben dafür geopfert. Der Einsatz war zu hoch.

„Wir wollen ihn zum Wagen tragen“, sagte er leise.

Sie hoben den Toten auf und legten ihn auf den hinteren Sitz. Der Fahrer sah besorgt zum Himmel, ob die Maschine wieder auftauchen würde, aber sie kam nicht zurück. Er startete, und der Wagen, der nicht beschädigt worden war, gelangte über den Paß in das breite Bajdar-Tal, passierte Bajdary und Kutschuk-Musomja und erreichte Sewastopol von der Tatarskaja her. Sie fuhren die Juschnaja-Bucht entlang bis zur Marineinfanterie-Kaserne, in der Aufklärer untergebracht waren. Der Posten öffnete das Tor und gab dem Wagen den Weg frei. Rogotschew ließ ihn vor dem Stabsgebäude halten.

Am Abend brachte eine Fähre den einfachen Sarg, der von Rogotschew, Leutnant Warnak und sechs Soldaten begleitet wurde, über die Sewernaja-Bucht. Iljin wurde auf dem Bruderfriedhof bestattet, auf dem die Gefallenen des Krimkrieges begraben waren. Rogotschew sprach am Grab, aber er war kein guter Redner. Seine Worte waren trocken und nüchtern und drückten nicht seine wirklichen Gefühle aus. Leutnant Warnak, der Funkoffizier der Abteilung, fand keinen Gefallen an diesem Nachruf. Gewiß, der Major hatte Iljin nicht sehr lange gekannt – Rogotschew war erst vor vier Wochen zu ihnen aus Rostow gekommen –, aber ein wenig mehr Anteilnahme hätte man doch erwarten können. Überhaupt hielt der Major sehr auf Distanz. Man kam nicht an ihn heran. Es war beinahe so, als ob er die Einsamkeit suchte. Da war Iljin doch ein anderer Mensch gewesen, immer lustig und ein schneidiger Bursche, nach dem sich die Mädchen umgedreht hatten. Nein, zu Rogotschew fand er keinen Kontakt. Man erzählte sich, daß der Major vor zehn Jahren seine Frau und seinen Sohn bei einem Eisenbahnunglück verloren hatte.

Gegen zehn Uhr abends, als der Major in seinem Dienstzimmer saß, klopfte es. Auf seine Aufforderung trat ein Leutnant mit grauen Schläfen und zerfurchtem Gesicht herein und meldete: „Leutnant Telegin zur Abteilung Aufklärung versetzt, Genosse Major."

„Wo waren Sie zuletzt?" fragte Rogotschew, ihm die Hand schüttelnd.

„Bei der fünfundneunzigsten Schützendivision, Genosse Major", sagte Telegin. „Dort bin ich verwundet worden und kam ins Lazarett, zuerst nach Odessa, dann wurde ich hierher verlegt."

Der Major bemerkte, daß die linke Schulter des Leutnants verkrümmt war, und fragte: „Hatten Sie eine schwere Verwundung?"

„Ein Granatsplitter hatte mir die linke Schulter zerrissen", antwortete der Leutnant.

Rogotschew schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, Genosse Telegin. Ich brauche einen Offizier, der die operative Aufklärung leitet, der unter Umständen selber daran teilnimmt. Das bedeutet schwere körperliche Anstrengungen. Ob Sie das aushalten werden . . .?"

„Ich halte es aus", sagte der Leutnant ruhig. „Sie können sich auf mich verlassen."

Der Major schwankte. Aber er wußte, daß man ihm kaum einen anderen Offizier zur Verfügung stellen würde. Sie wurden jetzt alle irgendwo gebraucht. Andererseits machte die feste, bestimmte Art Telegins Eindruck auf ihn.

„Haben Sie schon einmal auf unserem Gebiet gearbeitet?"

Telegin verneinte. Rogotschew seufzte innerlich. Es würde allerhand Zeit kosten, bis Telegin eingearbeitet war. Daß sie aber auch gerade jetzt, wo es darauf ankam, Iljin verloren hatten.

„Vielleicht ist es von Nutzen, daß ich deutsch spreche", fügte der Leutnant hinzu.

„Wenigstens etwas", murmelte Rogotschew. „Was sind Sie von Beruf?"

„Ich bin Lehrer für russische Literatur und Deutsch", erwiderte Telegin. „In Kiew."

„Und wie alt sind Sie?"

„Zweiunddreißig."

Der Major starrte noch immer fassungslos auf die Tür, als Telegin schon längst gegangen war, um sich sein Quartier anweisen zu lassen. Zweiunddreißig! Er hätte ihn für fünfzig gehalten.

Bis zum 28. Oktober hielt die aus Odessa evakuierte Küstenarmee mit beispielloser Tapferkeit den Zugang zur Krim. Dann mußte sie der Übermacht der feindlichen Truppen weichen und zog sich auf Sewastopol zurück. Anatoli Masurow, der auf dem Südufer des Dnepr mit Gawrilenko und den vier Soldaten wieder Anschluß an die Rote Armee gefunden hatte, war kämpfend von den Stellungen vor Perekop über den Tatarenwall auf die Ishuner Verteidigungslinie zurückgegangen, in der sie zehn Tage lang jedem Ansturm trotzten. Dabei fiel einer von den fünf Genossen, einer wurde verwundet. Dann bezogen sie neue Stellungen, um den Faschisten den Zugang zu der Festung im Südwesten der Halbinsel zu verwehren.

Mehrere Tage lang verteidigte Masurows Einheit den Bahnhof von Duwankoi. Schließlich setzte der Gegner zum Großangriff an. Die Front wurde bis Kamyschly zurückgedrängt, und Kamyschly wurde zum Alptraum für die Faschisten und zum Heldenlied für die Rote Armee. Zwei Wochen lang versuchte der Gegner, die Front an dieser Stelle zu durchbrechen und die Festung zu erobern, aber es gelang ihm nicht. Ende Dezember mußten die Angreifer in ihre Ausgangsstellungen zurückgehen. Sewastopol band auch weiterhin eine ganze Armee des Gegners.

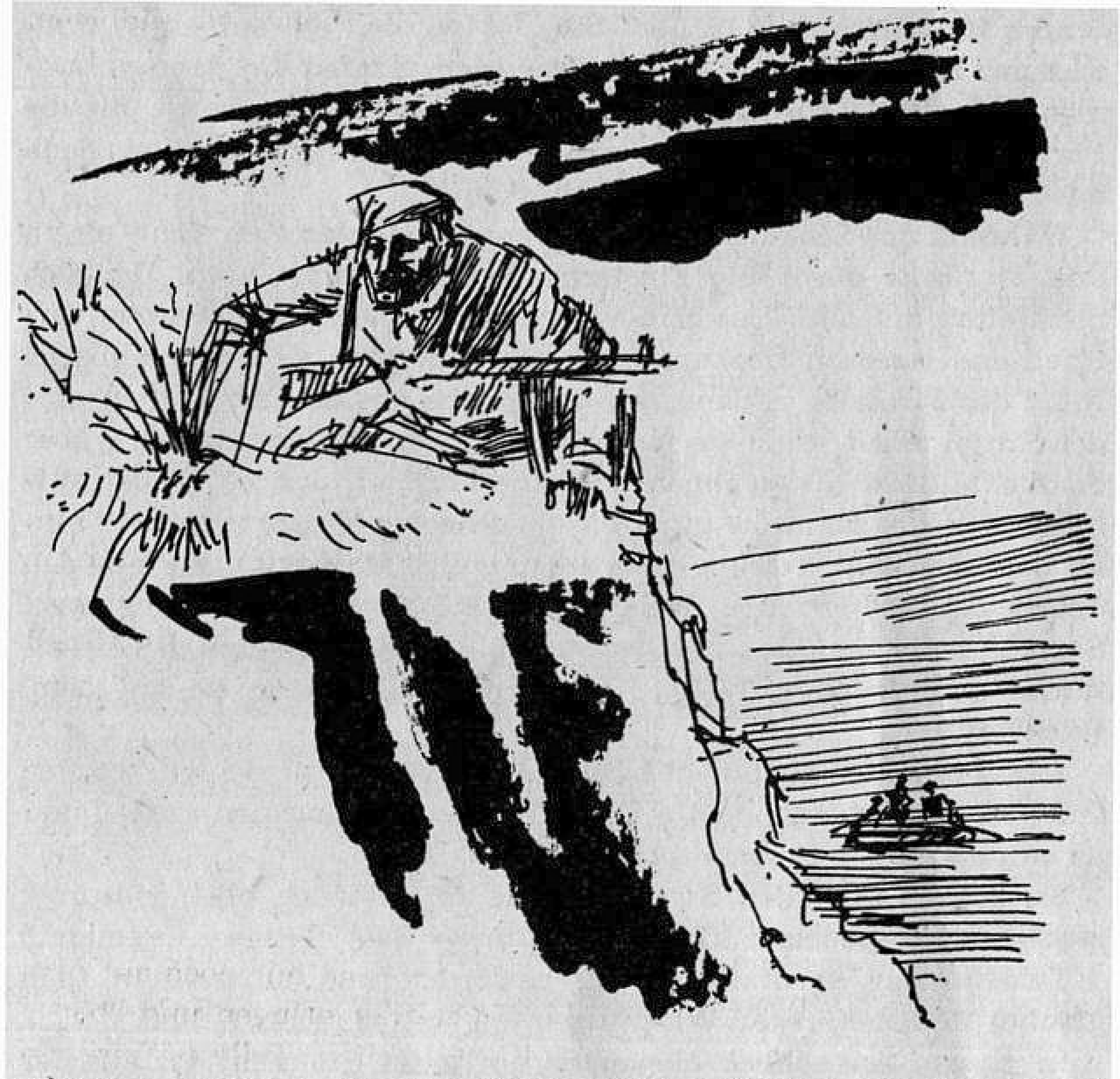
Von den Soldaten, die sich mit Masurow durch die Ukraine geschlagen hatten, war außer ihm nur noch Feldwebel Gawrilenko übriggeblieben. Das kleine Häuflein, auf das ihre Kompanie zusammengeschmolzen war, wurde herausgezogen und als Sicherungszug der Aufklärung zugeteilt, die wegen der dauernden Bombardierung

der Stadt und des Hafens ihren Standort in die Stollen am südlichen Ufer der Sewernaja-Bucht nahe der Kiljen-Balka verlegt hatte. Dort traf Masurow mit Leutnant Telegin zusammen, bei dem er in Kiew in der Abendschule Vorlesungen über russische Literatur gehört hatte. Masurow freute sich, einen Bekannten wiederzusehen, und erkundigte sich nach Telegins Familie. Der Leutnant, der monatelang das furchtbare Geschehen in sich verschlossen gehabt hatte, sprach zum ersten Mal wieder darüber, und von Masurow erfuhren es auch die anderen. Nur zu einem drang nichts davon, zu Major Rogotschew.

In der verhältnismäßig ruhigen Zeit zu Beginn des neuen Jahres wurde Feldwebel Gawrilenko von der Aufklärung übernommen und in der Marinenachrichtenschule zum Funker ausgebildet. Leutnant Telegin empfahl auch eine Versetzung Masurows zu den Aufklärern, und da der junge Soldat intelligent, zäh und gewandt war, veranlaßte Major Rogotschew das Nötige. Nach einem Lehrgang in Inkerman meldete sich Masurow Frühlingsanfang zurück und nahm an den Einsätzen teil.

Von den Aufklärern, die sich durch den Einschließungsring der Faschisten um die Festung hindurchgeschlagen hatten, waren nicht alle wieder zurückgekehrt. Einige fielen dem Gegner in die Hände und wurden erschossen, andere mußten in den Folterkellern der faschistischen Abwehr mit dem Leben bezahlen. Darum war man seit der Rückkehr Masurows dazu übergegangen, fast nur noch auf dem Seeweg Aufklärer ins feindliche Hinterland zu bringen und ebenso wieder abzuholen. Zweimal hatte Telegin bereits auf diese Weise die Festung verlassen. Das eine Mal setzte er einen Genossen in der Karkinitski-Bucht ab, von wo aus er zur Eisenbahnlinie zwischen Armjansk und Dshankoi vordringen sollte, um einen wichtigen Versorgungszug der Faschisten in die Luft zu sprengen. Das zweite Mal war das Unternehmen noch schwieriger. Partisanen hatten einen höheren SS-Offizier, der die Bevölkerung terrorisiert hatte, aus seinem Quartier entführt und nach Uskjut transportiert. Die Küste dort war zwar scharf bewacht, aber es gelang Telegin trotzdem, den Gefangenen an Bord eines Bootes zu schaffen, das sich im Dunkel der Nacht dem Ufer bis auf wenige hundert Meter genähert hatte.

Am 11. April wurde Anatoli Masurow zum ersten Mal eingesetzt. Drei Tage vorher hatte die Partisanenabteilung „Grigori Wakulentschuk", die in der Nähe operierte, in einem Funkbericht mitgeteilt, sie habe bei dem Überfall auf den Generalstabsoffizier einer gegnerischen Infanteriedivision eine Aktentasche mit Geheimen Komman-



dosachen erbeutet, die den Einsatz neuer Waffen vor Sewastopol beträfen. Aus anderen Berichten war deutlich geworden, daß die Faschisten im Mai eine Offensive gegen die Halbinsel Kertsch und im Juni eine gegen Sewastopol planten. Es war daher von größter Wichtigkeit zu erfahren, wie groß ihre Kampfkraft sein würde, und dazu gehörte auch die Kenntnis ihrer Waffen.

Gegen zehn Uhr abends gingen Leutnant Telegin und Anatoli Masurow an Bord eines Schnellbootes, das Kurs auf Kap Tarchakut nahm. Kurz nach Mitternacht stoppte das Boot auf der Höhe von Kischlow und ließ ein Schlauchboot zu Wasser. Zwei Matrosen ruderten mit vorsichtigen Schlägen zur Küste und setzten Telegin und Masurow an Land. Der Leutnant wußte, daß er am Ufer auf die Partisanen stoßen würde. Eine optische Verständigung mit Hilfe von Lichtsignalen war nicht möglich. Telegin hatte eine Metallpfeife bei sich, mit der er den Schrei einer Seeschwalbe nachahmen konnte.

Waren die Partisanen in der Nähe, so würden sie auf einen dreimaligen Ruf in gleicher Weise antworten. Trafen sie dann zusammen, so galt für die Kundschafter die Parole „Malachow“, für die Partisanen „Otschakow“. Es war eine gefährliche Operation, denn der Feind konnte sie jederzeit entdecken.

Während das Schlauchboot am Ufer wartete, tasteten sich Telegin und Masurow durch die Finsternis langsam nach Osten. Um sich nicht durch ihre dunklen Silhouetten gegen das hellere Meer zu verraten und jederzeit Deckung zu haben, bewegten sie sich am oberen Rand des Strandes entlang, wo die Steppe begann. Ab und zu glitt der Strahl eines Scheinwerfers suchend über die Wasserfläche, aber er reichte nicht bis zu ihnen und zu dem Boot, das sie wieder aufnehmen sollte. Masurow ging mit entsicherter Maschinenpistole hinter dem Leutnant. Telegin hatte schon einige Male mit der Pfeife den Schrei der Seeschwalbe nachgeahmt, ehe sie Antwort vernahmen. Sie trafen die Genossen in einer Sandmulde und erhielten die Aktentasche ausgehändigt. Wenige Minuten später waren sie auf dem Rückweg.

Jetzt brauchten sie nur den Blick auf das Meer zu richten, wo sich am Ufer das Schlauchboot als dunkler Fleck abzeichnen mußte, und da entdeckten sie es auch schon.

Sie gingen über den Strand darauf zu. Plötzlich blieb Masurow stehen und sagte leise: „Das ist nicht unser Boot, Genosse Leutnant.“

Telegin war ebenfalls stutzig geworden und antwortete: „Ich glaube, Sie haben recht. Wir müssen uns weiter rechts halten.“

In diesem Augenblick hörten sie ein leises Stöhnen, das aus der Richtung des Bootes kam. Telegin zögerte einige Sekunden, dann gab er Masurow ein Zeichen, ihm zu folgen. Von feindlichen Posten drohte hier kaum Gefahr. Die standen ein Stück landeinwärts und trauten sich nachts nicht ans Ufer. Dann erkannte er das Boot, ein Fischerboot, das die See ans Land getrieben hatte. Der Leutnant zog seine Pistole und trat näher. Wieder hörte er das Stöhnen. Telegin reichte Masurow die Aktentasche und schwang sich über die Bordwand. Als er zum Heck des Bootes vordrang, das voller Wasser war, merkte er schaudernd, wie er gegen menschliche Körper stieß, die sich nicht bewegten. Ein Schiff mit Toten, dachte er, aber da erklang wieder das Stöhnen. Er drehte sich um und kletterte vor zum Bug, und da war das Stöhnen ganz nahe. Telegin bückte sich und berührte jemand, der noch lebte.

„Rettet sie, Genossen“, sagte eine schwache Stimme. „Sie ist nur bewußtlos.“

Telegin steckte die Pistole in die Tasche zurück und rief leise nach Masurow.

„Es sind unsere Leute", sagte er. „Zwei sind noch am Leben."

Sie hoben die Verletzten aus dem Boot und legten sie auf den Sand. Dann machte sich Masurow auf und holte den einen Matrosen herbei. Mit seiner Hilfe trugen sie die beiden zum Schlauchboot. Da es jedoch nur vier Mann aufnehmen konnte, ließ Telegin zuerst die Verletzten an Bord schaffen. Eine Überraschung erlebte Masurow, als er in die Koje trat, in der der eine Gerettete lag. Es war das Mächen, dem er in der Schlacht von Uman begegnet war, Dunja Tarassowa.

Drei Tage später, das Schnellboot war ohne Zwischenfall nach Sewastopol zurückgekehrt, durfte Masurow Dunja im Keller des Marinehospitals, die oberen Räume wurden wegen der Luftangriffe und der Beschießung nicht mehr benutzt, besuchen. Das Mädchen, das einen Verband um den Kopf trug, war noch sehr schwach.

„Ich habe erfahren, daß Sie uns gefunden haben, Tolja", sagte sie mit mattem Lächeln. „Wie geht es den anderen?"

Masurow sah an ihr vorbei. „Gefunden hat Sie unser Leutnant", sagte er unbeholfen. „Aber außer Ihnen war nur noch einer am Leben, und der ist heute früh gestorben."

Der Arzt hatte mit ihm abgesprochen, daß er Dunja die Wahrheit sagen sollte.

Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Wie sind Sie eigentlich in dieses Boot gekommen?" fragte er, um das Schweigen zu überbrücken.

Bruchstückweise erfuhr er ihre Geschichte. Sie war nach dem Tode des Obersten, den er verwundet ins Haus gebracht hatte, noch einen Tag bei der jungen Mutter geblieben. Dann hatte sie sich ebenfalls auf den Weg gemacht. Unterwegs stieß sie auf versprengte Soldaten und Bauern, die sich zum Widerstand gegen die faschistischen Eindringlinge zusammengetan hatten. Von ihnen wurde Dunja als Sanitäterin aufgenommen, denn in dem Kleinkrieg, den sie gegen die Faschisten führten, gab es viele Verwundete, und viele verloren auch ihr Leben. Trotzdem schlossen sich ihnen immer mehr an, denn die Unterdrückungsmethoden der Okkupanten trieben die Menschen zum äußersten Widerstand. Doch SS und faschistische Sicherheitspolizei drängten sie bis zur Dsharylgazij-Bucht. Dort schien ihr Schicksal besiegelt. Aber in der Nacht vor dem letzten verzweifelten Kampf nahm ein Fischer einen Teil von ihnen an Bord seines Bootes und wollte den fast aussichtslosen Versuch wagen, sie nach Sewa-

stopol zu bringen. Nebel über dem Meer verhinderte am nächsten Morgen, daß sie entdeckt wurden, doch gegen Mittag riß der Nebel auseinander. Ein Schnellboot des Gegners sichtete sie und begann auf sie zu schießen. Der Mast wurde getroffen. Dunja erinnerte sich noch an die Panik, die alle ergriff. Sie erhielt einen Schlag auf den Kopf, vielleicht war es der brechende Mast, denn sie hatte keine Schußverletzung, und verlor das Bewußtsein. Danach hatte anscheinend eine Nebelbank das Fischerboot wieder verschluckt und damit der Sicht des Gegners entzogen.

„Was werden Sie tun, wenn Sie wieder gesund sind, Dunja?“ fragte Masurow zum Schluß.

„Man wird bestimmt auch hier eine Sanitäterin brauchen“, erwiderte sie.

„Vielleicht sind Sie an anderer Stelle viel wichtiger“, sagte er. „Sie sprechen doch deutsch.“

Nach ihrer Entlassung aus dem Lazarett wurde Dunja Tarassowa von der Aufklärung als Dolmetscherin angefordert. Sie ging an ihre neue Aufgabe, als die schwerste Zeit für die Festung anbrach. Die Faschisten hatten Kertsch erobert und bereiteten die Offensive gegen die Festung vor. Seit dem 28. Mai wurde Sewastopol verstärkt bombardiert, seit dem 2. Juni lagen die sowjetischen Stellungen unter pausenlosem Trommelfeuer, am 7. Juni trat der Gegner zum Angriff an.

„Wie heißen Sie?“

„Ich weigere mich, meinen Namen zu nennen.“

„Wollen Sie als Namenloser in die Gefangenschaft gehen?“

„Gefangenschaft? Sie werden mich ja doch erschießen lassen.“

„Die Rote Armee macht keine Gefangenen, um sie zu erschießen.“

Der Gefangene lachte höhnisch auf und schwieg.

„Ich frage Sie nochmals nach Ihrem Namen.“

„Sparen Sie sich die Mühe. Ich bin ein deutscher Soldat. Die Ehre verbietet es mir, Auskunft zu geben.“

„Sogar nach den Instruktionen Ihrer Wehrmacht dürfen Sie auf Befragen Namen und Dienstgrad nennen, wenn Sie in Gefangenschaft geraten sind.“

„Ich gebe Bolschewisten keine Auskünfte.“

„Na schön. Dann sind Sie also ein Gefangener ohne Namen.“

„Sie werden mich ja ohnehin erschießen lassen.“

Major Rogotschew seufzte. Er war müde und abgehetzt, und

Dunja, die das Verhör des Gefangenen übersetzte, sah besorgt, wie der Major die Augen schloß und sich am Tisch festhielt. Es ist zuviel für seine Jahre, dachte sie, aber für wen ist es jetzt nicht zuviel?

Der Gefangene stand in dem unterirdischen Raum, in dem der Major arbeitete. Sein Schatten und der des Postens, der ihn mit schußbereiter Maschinenpistole bewachte, zeichneten sich riesengroß an der nackten Felswand ab. Dunja überlegte gerade, ob sie dem Posten nicht einen Wink geben sollte, den Gefangenen hinauszuführen, als der Major die Augen wieder öffnete und sagte: „Was glauben Sie denn, was Sie uns schon verraten, wenn Sie Ihren Namen nennen? Von besonderer Intelligenz zeugt Ihr Verhalten nicht."

„Diese Bemerkung kann einen deutschen Offizier nicht beleidigen", sagte der Gefangene steif.

„Sie sind Offizier?" meinte Rogotschew ohne Überraschung. „Ich hätte es mir denken können. Ihre Uniform ist von besserem Stoff als die Ihrer Soldaten. Aber warum tragen Sie keine Rangabzeichen? Die Offiziere der Roten Armee legen ihre Rangabzeichen auch im Gefecht nicht ab."

Der Gefangene schwieg.

„Eins möchte ich gern von Ihnen wissen", fuhr Rogotschew fort. „Welche Gedanken bewegten Sie, als Sie mit der Wehrmacht ins Gebiet der Sowjetunion eindrangen? Wie stehen Sie zu diesem Krieg, in dem die Sowjetunion wortbrüchig überfallen wurde?"

„Wir haben alle Ursache, gegen Rußland Krieg zu führen", sagte der Gefangene verbissen. „Ich bin überzeugter Nationalsozialist, und ich weiß, daß der bolschewistische Weltfeind nur darauf gelauert hat, uns zu vernichten. Wir sind ihm zuvorgekommen."

„Und Sie finden nichts an den Methoden auszusetzen, die man dabei auf Ihrer Seite anwendet?"

„Nein", schrie der Gefangene. „Ich glaube an Adolf Hitler, ich glaube an ein großdeutsches Reich vom Atlantik bis zum Ural! Wir werden siegen. In wenigen Tagen wird Sewastopol in unserer Hand sein. Wir werden den bolschewistischen Koloß zertrümmern."

„Ich erschrecke", sagte Rogotschew schneidend, „ich erschrecke vor dieser Geisteshaltung eines deutschen Offiziers, der zu feige ist, seine Rangabzeichen in der Schlacht zu tragen, und zu beschränkt, um zu erkennen, daß die Nennung seines Namens weder etwas mit seiner Ehre noch mit dem Verrat eines militärischen Geheimnisses zu tun hat, der überdies die Moral eines Landsknechts, aber keines Soldaten besitzt!"

Dem Faschisten stieg das Blut ins Gesicht.

„So lassen Sie mir doch endlich den Genickschuß geben!“ knirschte er.

„Der nächste Transport wird Sie aus der Festung hinausbringen“, sagte Rogotschew beherrscht. „Wenn Ihre Luftwaffe das Schiff nicht angreift, können Sie bald wohlbehalten in einem Gefangenenlager sein. Bis dahin wird Ihnen sicher auch Ihr Name wieder einfallen.“

„Sie wollen mich foltern lassen!“

Rogotschew zuckte die Schultern.

„Führen Sie ihn hinaus!“ befahl er dem Posten.

Während der Posten mit dem Gefangenen im Stollen verschwand, setzte sich der Major und starrte vor sich hin. Dunja rührte sich nicht.

Was sind das nur für Menschen, die gegen uns kämpfen? dachte er mehr erstaunt als erbittert. Man versteht sie nicht, nach einem solchen Tag weniger denn je.

Er war am Nachmittag in das Verteidigungskomitee zu einer Lagebesprechung befohlen worden. Der Oberbefehlshaber der Küstenarmee, Generalmajor Petrow, hatte ihn nach den Aufklärungsergebnissen gefragt. Es waren die gleichen wie schon vor Wochen. Der Gegner versuchte zuerst, den Verteidigungsring im Norden der Festung zu sprengen. Danach würde er im Süden zum Sturm antreten. Im Zentrum, wo das rumänische Gebirgskorps den Verteidigern gegenüberlag, war vorläufig kein Angriff zu erwarten. Die bisherigen Verluste der Angreifer waren außerordentlich hoch, und die Erfolge entsprachen offensichtlich nicht ihren Erwartungen. Auch Sewastopol trug dazu bei, die faschistische Kriegsmaschine zu schwächen und das Ende des Krieges näherrücken zu lassen.

Am Abend — das heißt vor nunmehr vier Stunden — hatte Rogotschew in einem altersschwachen Motorboot die Sewernaja-Bucht überquert, war danach auf einem Panzerzug gefahren und hatte sich über den Panzergraben hinweg in die vorderste Linie begeben. Dort war er in einen feindlichen Angriff hineingeraten, hatte im Feuerschlag von Granatwerfern gelegen, war von der Druckwelle einer explodierenden Fliegerbombe gegen das Wrack eines Panzers geschleudert worden und danach vor dem tödlichen Strahl eines Flammenwerfers geflüchtet, den fünf Sekunden später ein Geschoß aus einer sowjetischen Panzerbüchse vernichtete. Er hatte jedoch die Gewißheit gewonnen, daß die Festung weiter standhalten würde, und mit dieser Gewißheit war er über die Sewernaja-Bucht zurückgekehrt.

„Der nächste Gefangene, Genosse Major“, mahnte ihn Dunjas Stimme.

Rogotschew sah auf.

Der Posten hatte einen Mann mittleren Alters hereingeführt.

„Heil Moskau!“ rief der Soldat und hob die geballte Faust.

„Was sagt er?“ fragte der Major verblüfft.

Dunja klärte ihn auf.

„Er soll den Unfug unterlassen“, befahl der Major unwillig.

„Ich glaubte, dieser Gruß sei bei Ihnen üblich“, entschuldigte sich der Gefangene.

„Wie heißen Sie?“

„Feldwebel Oskar Rümmler, zweites Bataillon, Infanterieregiment sechzehn, zweiundzwanzigste Division. Ich habe den zweiten Zug der fünften Kompanie geführt.

„Ihre Angaben sind bemerkenswert genau.“

„Stehe immer gern zu Diensten, Herr Offizier.“

„Sie sind kein Berufssoldat?“

„O nein. Ich besitze ein Kolonialwarengeschäft in Lüneburg. Den zweiten Zug hatte ich erst heute früh übernommen. Ich war bis dahin Rechnungsführer. Die Ausfälle bedingten es.“

Ein Kleinbürger in Uniform, dachte Rogotschew. Kolonialwarengeschäft? In solchen Wortprägungen offenbart sich am deutlichsten die Gesellschaftsordnung, in der sie leben.

„Sie sind natürlich kein Nazi.“

„Ich? Ich bin nie einer gewesen. Ich habe nur äußerlich mitgemacht. Das mußten wir ja alle. In Wirklichkeit war ich dagegen.“

Er lügt, dachte Rogotschew, und ein Gefühl des Ekels überkam ihn.

„Sie machten also mit“, sagte er mit einem gefährlichen Unterton. „Sie machten mit und dachten sich nichts dabei, als die deutschen Armeen fremde Länder überfielen und Frauen, Greise und Kinder ausrotteten.“

„Ich habe mich immer korrekt verhalten. Ich habe niemand etwas zuleide getan, niemand etwas weggenommen. Wenn ich etwas brauchte, habe ich es bezahlt. Und sonst tat ich nur, was mir befohlen wurde.“

„Damit werden sich noch viele herausreden wollen“, sagte Rogotschew finster.

„Mir hat manchmal das Herz geblutet, Herr Offizier“, beteuerte der Feldwebel weinerlich, „wenn ich sah, wie die armen Menschen durch den Krieg leiden mußten. Aber ich bin immer gut zu ihnen

gewesen. Ich habe ihnen Brot gegeben. Ich haben ihnen geholfen, wo ich nur konnte. Ich bin kein Nazi, aber ich konnte nicht offen gegen sie auftreten. Auch Sie werden sich überlegen müssen, wie Sie sich gegen die Nazis stellen wollen, wenn Sewastopol in ihre Hände fällt. Lassen Sie mich leben, Herr Offizier. Vielleicht kann ich Ihnen dann nützlich sein ..."

„Hinaus mit ihm!" befahl Rogotschew.

„Lassen Sie mich nicht erschießen", winselte der Gefangene. „Ich kann Ihnen noch viel ..."

Der Posten schob den sich verzweifelt Sträubenden in den Stollen. Wütend riß der Major an seinem Schnauzbart. Auch dieser Bursche hielt die Soldaten der Roten Armee für Mörder. Eine feine Propaganda trieben die Faschisten! Und ihre zeitweilige militärische Überlegenheit vor Sewastopol war so groß, daß auch ein Feigling wie dieser offen von der Eroberung der Festung sprach. Aber der Angriff auf Sewastopol sollte ihnen kein Vergnügen bereiten, noch weniger als der Angriff auf Kertsch.

„Es steht noch einer draußen, Genosse Major", erinnerte Dunja.

„Soll kommen", knurrte Rogotschew.

Dunja rief in den Stollen, und ein junger Soldat, gefolgt von einem Posten, trat in den Lichtschein der Lampe, die schirmlos von der Decke herabhing.

„Ihr Name?" fragte Rogotschew, und Dunja übersetzte.

„Gefreiter Horst Blume", sagte der Soldat mit einem Gesicht, das noch die Schrecken der Schlacht widerspiegelte.

„Sie sind bei Kamyschly in Gefangenschaft geraten?"

„Ja."

„Wie alt sind Sie?"

„Neunzehn."

„Haben Sie sich freiwillig zur Wehrmacht gemeldet?"

„Ja."

„Warum?"

„Ich wollte mein Vaterland verteidigen."

„Mußten Sie dazu bis vor Sewastopol marschieren?"

Der Soldat starrte an dem Major vorbei. Nach einer langen Pause sagte er leise: „Ich weiß nicht."

„Aber Sie müssen sich doch etwas gedacht haben, als Sie durch unser Land zogen."

Der Soldat schluckte. „Zu Hause — da sah alles anders aus. Da hat man uns erzählte, daß wir ... Ich habe nicht gewußt, daß ein Krieg so geführt wird ..."

„Und jetzt – was haben Sie daraus gelernt?"

Ich weiß nicht ..."

Der Major betrachtete ihn und dachte: So alt würde mein Fjodor jetzt auch sein, wenn er noch lebte. Er ertappte sich dabei, daß er für den jungen Deutschen eine gewisse Anteilnahme empfand. Sie haben ihn betrogen, dachte er. Sie haben die Jugend ihrer Nation mitschuldig gemacht an ihren Verbrechen, dafür mußte sie jetzt büßen.

Der Soldat weinte. Große Tränen rannen über seine schmutzigen, bartlosen Wangen und hinterließen helle Streifen.

„Na, na", sagte der Major beinahe väterlich. „Beruhigen Sie sich ..."

„Ich sehe ihn immer noch", flüsterte der Soldat, ins Leere starrend. „Er will schießen – mit dem MG ... Keine Munition mehr da ... Er ruft nach mir ... Und dann ... Und dann hat er auf einmal keinen Kopf mehr! Ein Mensch ohne Kopf ..."

Seine Stimme war lauter geworden und hatte einen hohen, unnatürlichen Klang. Jetzt schlug er die Hände vors Gesicht. Wildes Schluchzen schüttelte seinen Körper. Der Posten faßte den Gefangenen unter dem Arm und führte ihn hinaus.

„Ich danke Ihnen, Genossin", sagte Rogotschew müde zu Dunja. „Ich brauche Sie nicht mehr."

Als Dunja gegangen war, blieb der Major in Gedanken versunken stehen. Das waren also ihre Gegner: Fanatiker, Opportunisten und Verführte. Er wollte sich soeben eine Zigarette anzünden, als Dunja zurückkam.

„Entschuldigen Sie, Genosse Major", sagte sie. „Aber da draußen ... Ich glaube, Sie müssen die Entscheidung treffen."

Rogotschew folgte ihr wortlos in den Stollen. An einer Abzweigung vernahm er einen Wortwechsel. Er unterschied das sonore Organ Leutnant Warnaks von einer weiblichen Stimme.

„Es ist unmöglich, Genossin", sagte Warnak. „Sie müssen weiter. Wir können Ihnen nicht helfen ..."

„Aber es geht nicht", sagte die Frau flehend.

Der Major betrat die Abzweigung. Er stieß auf Warnak und eine ältere, grauhaarige Genossin in Militäruniform. Das grelle elektrische Licht ließ die Spuren überstandener Strapazen auf ihrem Gesicht deutlich hervortreten. Dunkle Schatten lagen unter ihren Augen.

„Was ist los?" fragte Rogotschew.

„Die Genossin ist Ärztin", berichtete Warnak. „Sie hat achtundvierzig Verwundete bei sich und weiß nicht, wohin mit ihnen."



Rogotschew sah das verzweifelte Gesicht der Frau und überlegte. Im Bereich der Aufklärung hatte zwar niemand etwas zu suchen, aber man konnte achtundvierzig Verwundete auch nicht kurzerhand sich selbst überlassen.

„Wir können nicht mehr weiter, Genosse Major“, sagte die Ärztin bittend. „Unsere Fahrzeuge sind ausgefallen. Ich habe Schwerverwundete bei mir. Die Träger sind völlig erschöpft. Helfen Sie uns.“

Der Major ging mit der Ärztin, dem Leutnant und Dunja hinaus auf den Uferweg. Als sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah er die Verwundeten in allen möglichen Stellungen auf der Erde liegen und an den Felsen lehnen. Das Herz blutete ihm beim Anblick der weißen Verbände, und das Stöhnen erfüllte ihn mit wildem Haß auf die Faschisten.

Er wandte sich an die Ärztin.

„Wir werden zwei Stollen frei machen, Genossin. Man wird Ihnen helfen, die Verwundeten unterzubringen. Morgen sehen wir weiter."

„Ich danke Ihnen", sagte die Frau erleichtert.

„Leutnant Warnak", befahl der Major, „Sie lassen Stollen drei und fünf räumen. Stroh ist genug vorhanden. Es wird für die Verwundeten zur Verfügung gestellt."

Warnak sah den Major entsetzt an.

„Im Stollen fünf ist unser Materiallager, Genosse Major. Wo soll es hin? Und wo wollen Sie selbst bleiben, wenn Stollen drei mit Verwundeten belegt wird?"

„Die Verwundeten gehen vor", erklärte Rogotschew scharf. „Das Materiallager lassen Sie im Schacht der alten Bohrbrunnenanlage oben in der Schlucht unterbringen. Und was mich betrifft, so gedachte ich Ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Oder haben Sie etwas dagegen?"

„Ganz im Gegenteil, Genosse Major, aber ..."

„Dann sorgen Sie dafür, daß meine Anordnungen befolgt werden."

Warnak verschwand. Wer frei war, half, die Verwundeten in die Stollen schaffen. Auf Rogotschews Geheiß erhielten sie Verpflegung und heißen Tee. Nach einer Stunde etwa trat Dunja, die sich ebenfalls um die Verwundeten gekümmert hatte, hinaus an die frische Luft auf den Uferweg. Sie lehnte sich an einen Felsen und sah über die Sewernaja-Bucht hinüber. Hinter den Bergen zuckten helle Blitze empor. Das Getöse der nächtlichen Schlacht wurde von dem hohen Ufer der Bucht und dem Inkerman-Felsen aufgefangen und verstärkt zurückgeworfen. Aus der Dunkelheit kam Anatoli Masurow auf sie zu.

„Dunja", sagte er schüchtern, „ich wollte Sie schon immer etwas fragen, aber lachen Sie mich bitte nicht aus. Ich muß immer an unsere erste Begegnung denken. Dunja, schon damals ist es mir klargeworden, und heute sollen Sie wissen ..."

„Ich lache Sie nicht aus, Tolja", unterbrach ihn das Mädchen ruhig. „Und ich weiß, was Sie mich fragen wollen, denn ich habe Sie beobachtet."

„Dunja", sagte Masurow erleichtert. „Sie wissen, daß ..."

„Nicht weiterreden, Tolja. Bitte nicht. Es ist jetzt nicht die Zeit dafür. Fragen Sie mich, wenn alles vorbei ist, wenn der Krieg hinter uns liegt. Dann werde ich Ihnen Antwort geben."

Der junge Soldat schwieg lange.

„Ich werde warten", sagte er einfach.

Eine riesige Flamme stand über der zerstörten Festung. Sie loderte

und wehte und hüllte die wenigen Verteidiger auf dem Malachow-Hügel ein. Major Rogotschew, der mit ihnen ausharrte, hatte keine Furcht, denn die Flamme schützte sie und war ihr Verbündeter. Sie wanderte vorwärts auf die gegnerischen Stellungen zu. Die Faschisten sprangen aus ihren Gräben und flüchteten, aber in der feurigen Lohe, die wie ein rotes Fahnentuch vom nächtlichen Himmel herabhing, verbrannten hell aufleuchtend ihre Leiber und verglühten zu Asche. Dem Major wurde leicht ums Herz. Wir siegen, jubelte es in ihm, wir siegen! Plötzlich spürte er einen schweren Schlag auf seiner Schulter.

Er wandte sich um und sah sich dem faschistischen Offizier gegenüber, der sich beim Verhör so hartnäckig geweigert hatte, seinen Namen zu nennen. Der Faschist hob mit einer weit ausholenden Bewegung den Feldspaten. Rogotschew, der sich nicht rühren konnte, dachte fieberhaft: Er erschlägt mich, und ich habe keinen Stahlhelm auf. Wo ist mein Stahlhelm? Wo ist er? Und über diesem Gedanken wachte er auf und blickte Leutnant Telegin in das stopplige, müde, abgezehrte Gesicht, auf dem sich im grellen Schein der seitwärts stehenden Karbidlampe harte Schatten abzeichneten.

„Wie spät ist es?“ fragte der Major, noch im Banne seines Traumes.

Telegin sah auf seine Armbanduhr. „Zwei Uhr fünfzig, Genosse Major.“

„Schon wieder fast eine Stunde zu spät“, tadelte Rogotschew und richtete sich auf.

„Wenn man in die Sendezeiten unserer Abteilungen im Jailagebirge hineinkommt, gibt es viel zu tun“, murmelte Telegin.

Rogotschew zog sich ächzend die Stiefel an.

„Ach, reden Sie sich nicht heraus. Sie wollen mich schonen. Dabei haben Sie das bißchen Schlaf genauso nötig wie ich. Ich befehle Ihnen, mich das nächste Mal pünktlich zu wecken.“

Telegin schwieg. Der Major hatte natürlich recht. Seitdem Warnak und die anderen an die Front gegangen waren, wurde der Betrieb von einem Dutzend Leuten aufrechterhalten, und diese Leute hatte man ihm nur deshalb gelassen, weil sie frontuntauglich waren oder nicht entbehrt werden konnten. Zu ihnen gehörten Gawrilenko und Masurow. Auch Dunja war noch da. Telegin hatte zusätzlich die Funktion des Chiffrieroffiziers übernommen.

„Sind alle Meldungen schon herein?“

„‚Sieg von Perekop‘ fehlt noch“, antwortete Telegin.

Der Major drehte die Flamme des Karbidbrenners niedriger und ging, gefolgt von Telegin, zur Tür. Sie stiegen aus dem Keller des

zerstörten Hauses nach oben ins Freie. Seit drei Tagen hausten sie hier, nachdem sie für weitere Verwundete alle Stollen an der Sewernaja-Bucht geräumt hatten und wegen des schweren Artilleriefeuers auch aus dem Schacht der alten Bohrbrunnenanlage ausgezogen waren. Über ihrer jetzigen Unterkunft, die an der Nordostseite des Malachow-Hügels lag, hatte einst eine vielbesuchte Gaststätte gestanden. An ihr führte der Weg vorbei nach den Überresten des alten Forts aus dem Krimkrieg und zu dem Denkmal des Admirals Kornilow und des Matrosen Koschka.

Die Nacht war hell und klar. Rogotschew sah über die Sewernaja-Bucht, von deren Nordufer die Front stellenweise nicht mehr als einen Kilometer entfernt war. Auch im Südosten hatte sich die Front näher herangeschoben, wie das Mündungsfeuer der Geschütze bewies.

Der Major stand unbeweglich und dachte an seinen Traum. Telegin betrachtete seine leicht gebeugte Gestalt, und ein Gefühl der Dankbarkeit erfüllte ihn, daß er bei diesem Mann sein durfte. Rogotschew war ein Musterbeispiel dafür, daß ein Mensch ohne großes Aufheben mehr als seine Pflicht tat. Mit Zähigkeit und Energie überwand er scheinbar unüberbrückbare Schwierigkeiten. Trotz körperlicher Erschöpfung hielt er durch und kämpfte verbissen gegen die Faschisten. Er suchte die einzelnen Frontabschnitte auf, wenn es nötig war, er verhörte Gefangene, er nahm an den Sitzungen des Verteidigungskomitees teil, er blieb in Kontakt mit den verschiedenen Stäben und wertete das eingehende Nachrichtenmaterial bis ins Detail aus. Daß über den vom Gegner besetzten Teil der Krim ein Netz von Widerstandsgruppen gespannt war, die sehr erfolgreich operierten, war zum großen Teil sein Verdienst. Er hatte einen wertvollen Beitrag zum Aufbau des Kundschafternetzes geleistet. Das illegale Gebietskomitee der Partei und die Bezirkskomitees hatten dadurch leichteres Arbeiten. Trotz der schwierigen Situation der Festung griff Major Rogotschew auch jetzt noch unmittelbar in die Aktionen der Partisanen ein. Denn noch immer lief ein Teil der Fäden bei ihm zusammen, und die Simferopoler Zentrale befolgte dankbar seine Ratschläge.

„Wie steht's an unserer Front, Telegin?" fragte der Major.

„Sie kommen, Genosse Major, sie kommen", antwortete der Leutnant ernst. „Sie stehen vor der Nordseite und der Balka Martinowskaja. Im Süden nähern sie sich den Sapun-Höhen."

„Lassen Sie den Kopf nicht hängen", sagte Rogotschew ermutigend. „Der Krieg wird nicht in Sewastopol entschieden. Das ist das

eine. Und das andere ist, daß wir hier nicht umsonst kämpfen. Wir helfen die Entscheidung vorantreiben. Der endgültige Sieg über die Faschisten wird auch durch uns vorbereitet."

Er hielt es für unwürdig, sich und den Genossen etwas vorzumachen. Der billige Optimismus, sich an Teilerfolgen zu berauschen und davon die Folgerung abzuleiten, man werde dem Gegner von der Festung aus demnächst eine vernichtende Niederlage bereiten, war ihm fremd. Er wollte niemand entmutigen, aber es schien ihm richtiger, die Wahrheit zu sagen, und seine realistische Einschätzung der Lage und sein fester Glaube an die endgültige Niederlage der Faschisten stimmten auch die Genossen zuversichtlich. Mochten sie auch je nach Temperament verschieden reagieren, sie ließen sich durch nichts mehr erschüttern, denn durch ihn kannten sie den Wert ihres Kampfes. An seinem Vorbild richteten sie sich auf, und er wußte, daß keiner von ihnen schwach werden würde.

„Wie sieht es sonst in der Welt aus?" fragte Rogotschew, während in der Ferne eine Feuergarbe in die Höhe schoß. „Nachrichten gehört?"

„Jawohl, Genosse Major. Wir haben am Wolchow und am Ilmensee mit gutem Erfolg angegriffen. Die Faschisten meldeten über hunderttausend Tonnen versenkten Schiffsraum im Atlantik und in der Karibischen See. Die Engländer haben in Nordafrika bei El Gazala eine schwere Niederlage erlitten. Tobruk ist eingeschlossen, und Rommel marschiert auf die ägyptische Grenze zu."

„Was machen die Japaner?"

„Sie haben in den Provinzen Kwantung und Honan eine neue Offensive eingeleitet. Auf den Aleuten bauen sie ihre Brückenköpfe aus. Port Moresby wurde von ihnen bombardiert."

Eine Weile war es still. Dann sagte der Major: „Die Faschisten stehen jetzt auf dem Höhepunkt ihrer Erfolge. In einem halben Jahr spätestens sieht die Sache anders aus. Im letzten Winter haben wir bei Moskau zugeschlagen. Im nächsten werden wir wieder zuschlagen, und das wird der Anfang von ihrem Ende sein."

Er lauschte auf das Motorengeräusch eines Flugzeugs.

„Eine Maschine von uns", sagte Leutnant Telegin erstaunt. „Ich wußte gar nicht, daß sie noch in der Jucharinja Balka starten."

„Sie wird vom Kaukasus gekommen sein", sagte Rogotschew. „Gehen wir. Ich möchte mir die Meldungen ansehen."

Sie stiegen wieder nach unten und traten in einen anderen Keller. Hier arbeiteten Rogotschew und Leutnant Telegin. In diesem Raum gab es auch elektrisches Licht. Das Aggregat, das gleichzeitig die

Sendeanlage versorgte, stand in der ehemaligen Waschküche. Telegin zeigte auf verschiedene Zettel, die auf einem Gartentisch lagen. Rogotschew prüfte sie. Sie enthielten nichts von Bedeutung.

Während Rogotschew noch in sie vertieft war, hatte sich Telegin in den Nebenraum begeben, in dem Gawrilenko saß. Er kehrte zurück, einen Gegenstand auf dem Rücken verbergend. Als der Major den letzten Zettel beiseite legte, hielt ihm Telegin ein kleines Päckchen hin.

„Post für Sie, Genosse Major."

Rogotschew schüttelte den Kopf. „Post für mich? Das muß ein Irrtum sein. Ich habe niemand, der mir schreibt."

„Vielleicht doch", sagte Telegin, und er buchstabierte die Aufschrift: „An einen Soldaten des Sewastopoler Verteidigungsbezirks."

Der Major winkte ab. „So was ist für einen Soldaten an der Front, nicht für mich."

„Sagten Sie dem Genossen Gawrilenko nicht, daß die Front überall sei, als er nach vorn wollte?" fragte Telegin erregt. „Sie ist auch hier, Genosse Major. In Sewastopol gibt es keine Etappe. Außerdem waren Sie selber oft genug vorn. Wenn Sie es ablehnen, ein Frontsoldat zu sein, dann weiß ich überhaupt nicht, wer einer ist."

„Aber ich habe keine Zeit für so etwas", sagte Rogotschew, der sich über die Worte des sonst so ruhigen Leutnants wunderte. „Wirklich, Telegin, es ist besser, Sie geben es jemand anders."

„Sie kokettieren mit Ihrer Einsamkeit, Genosse Major", erwiderte Telegin aufgebracht. „Entschuldigen Sie, daß ich das einmal ausspreche. Ihre Frau und Ihr Sohn sind seit Jahren ein wunder Punkt bei Ihnen. Wir alle wissen das, wenn sich auch jeder hütet, Sie das merken zu lassen. Aber es gibt noch andere Menschen, die einsam sind. Vielleicht hat das hier jemand geschickt, der auch allein ist und gerade einem Menschen wie Ihnen eine Freude machen will, und Sie weisen es zurück."

Er drehte das Päckchen um und sah nach dem Absender.

„Das hat sicher ein Kind abgeschickt. Bedenken Sie, ein Kind, Genosse Major."

Telegin blickte den Major vorwurfsvoll an.

Rogotschew war bei der Erwähnung seiner Frau und seines Sohnes zusammengezuckt. Der Leutnant hatte ins Schwarze getroffen, und er glaubte doch, seine Gefühle so gut verborgen zu haben.

„Verzeihen Sie, Genosse Major", bat Telegin, der seine Heftigkeit bereute. „Ich wollte mich nicht in Ihre persönlichen Angelegenheiten mischen, aber ich bitte Sie herzlich: Nehmen Sie das Päckchen."

„Schön, geben Sie her“, sagte Rogotschew rauh.

„Bitte, öffnen Sie es“, drang Telegin in ihn.

Rogotschew seufzte und setzte sich. Während er das Papier entfernte, steckte Gawrilenko den Kopf durch die Tür und sagte zu Telegin: „‚Sieg von Perekop‘ beginnt zu senden, Genosse Leutnant.“ Telegin warf einen raschen Blick auf den Major und ging hinaus.

Das Päckchen enthielt eine Schachtel Zigaretten und einen kleinen Leinenbeutel mit Gebäck. Rogotschew faltete den Brief auseinander, der dabeilag, und las:

„Lieber Genosse Soldat!

Ich heiße Warka und bin elf Jahre alt. Wir wohnten bis Anfang November in Moskau, aber dann sind wir evakuiert worden. Ich gehe jetzt in die 14. Saratower Grundschule. Meine Mutti arbeitet bei der Straßenbahn. Sie hat viel geweint, als wir erfuhren, daß mein Vati tot ist. Er ist im März in Sewastopol gefallen. Ein Freund von ihm liegt jetzt im Lazarett. Er hat ein Bein verloren, aber er ist lustig und sagt: ‚Wenn ich ein künstliches Bein habe, Warka, werde ich mit dir um die Wette laufen. Da wirst du staunen, wie ich dich überhole.‘ Ich besuche ihn oft und frage ihn nach meinem Vati. Er erzählt mir, daß er ein tapferer Mensch gewesen ist. Lieber Soldat, laß dir die Zigaretten gut schmecken. Der Freund von meinem Vati hat sie mir für dich geschenkt. Das Gebäck hat Mutti gebacken. Wenn du mir einen Gefallen tun willst, dann fülle mir das Beutelchen mit Erde vom Grab meines Vatis. Er ist auf dem Bruderfriedhof begraben. Ich zeichne es dir auf, damit du das Grab leichter findest.

Bleibe gesund, Genosse Soldat, und verliere den Mut nicht. Wir werden die Faschisten schon besiegen!

Deine Warka“

Der Major fühlte sich durch diesen Brief seltsam berührt. Ein Kloß saß in seiner Kehle, so daß er sich mehrmals räuspern mußte. Was haben doch diese Faschisten alles auf dem Gewissen, dachte er voll Zorn. Die kleine Warka hat ihren Vater durch sie verloren. Wie viele andere Kinder wird das gleiche Los getroffen haben! Zwischen diesem Kind und ihm spannte sich auf einmal über viele hundert Kilometer hinweg ein unsichtbares Band. Er dachte daran, wie sie wohl lebte, ob sie in der Schule gut lernte, was sie in ihrer Freizeit tat. Ob sie lange braune Zöpfe hatte oder kurzgeschnittenes blondes Haar? Er war in Nachsinnen versunken und merkte gar nicht, daß Telegin zurückgekehrt war.

„‚Sieg von Perekop‘ meldet nichts Neues, Genosse Major“, sagte der Leutnant.

Rogotschew blickte auf und wies auf den Tisch, auf dem das Päckchen der kleinen Warka lag.

„Ich danke Ihnen dafür, Genosse Telegin. Ich hatte beinahe vergessen, daß es Kinder gibt, die unsere Liebe brauchen. Gehen Sie schlafen. Gute Nacht."

„Gute Nacht, Genosse Major."

Der Leutnant verschwand. Major Rogotschew nahm den Brief der kleinen Warka nochmals in die Hand und las ihn. Dann schüttete er das Gebäck aus dem Beutel auf den Tisch und ging mit der leeren Hülle nach oben. Er sah über die Bucht hinweg. Der Bruderfriedhof war von den Faschisten besetzt.

„Ich kann dir keine Erde vom Grab deines Vaters schicken, Warka", sagte er leise. „Aber überall in Sewastopol ist heiliger Boden."

Er bückte sich und füllte den Beutel mit der lockeren Erde des Malachow-Hügels.

Drei Tage später kehrte Major Rogotschew kurz vor Mitternacht von der Sitzung des Verteidigungskomitees zurück. Sie hatten ihre Unterkunft am Malachow-Hügel wieder aufgeben müssen, weil sich das Feuer des Gegners auf diese Stelle konzentriert hatte, und in dem Keller eines anderen zerstörten Gebäudes Obdach gefunden.

Rogotschew ging an dem grüßenden Posten vorbei und stieg in das Kellergewölbe hinab, wo er in dem kleinen Raum, der den Heizern einst als Garderobe gedient hatte, nach der Pritsche tastete. Wie er war, legte er sich hin und starrte in das Dunkel über seinem Kopf. Die Nacht war erfüllt von zischenden, knatternden und berstenden Geräuschen, und es klang, als stünde das Ende der Festung unmittelbar bevor.

Das Ende ist es noch nicht, dachte der Major, aber die letzte Phase unseres Kampfes rückt näher. Wir haben die Faschisten bei ihrem ersten Angriff im November zurückgeschlagen. Wir haben ihren zweiten Angriff im Dezember zum Stehen gebracht. Diesmal ist der Fall der Festung wohl nicht aufzuhalten. Heute nacht wird die alte Konstantin-Schanze, die den Eingang zur Sewernaja-Bucht bewacht, geräumt, aber an der Tschornaja, auf den Fedjukiny-Höhen, in der Sapunstellung und bei Balaklawa werden wir weiterhin Widerstand leisten, um die planmäßige Räumung der Festung vorzubereiten.

Er erhob sich von der Pritsche, tastete sich zu dem Durchgang, der zu dem Keller mit den Dampfkesseln führte, und schob den Vorhang beiseite. Gawrilenko bastelte an der Funkanlage herum, die er hinter

einem Kessel, der aus seinen Fundamenten gerissen war, aufgebaut hatte. Der Major nickte ihm zu und ging in den daran anschließenden Keller, der den Boiler für die Warmwasserbereitung enthielt. Leutnant Telegin diktierte gerade Dunja die Zusammenfassung der eingegangenen Meldungen. Als sie das Blatt aus der Schreibmaschine zog, sagte Rogotschew: „Am sechsundzwanzigsten Juni wird noch einmal der Kreuzer ‚Taschkent' mit Lebensmitteln und Medikamenten eintreffen. Er soll Verwundete und Evakuierte an Bord nehmen und Roubauds berühmtes Gemälde ‚Die Verteidigung Sewastopols 1854 bis 1855'."

„Wozu sagen Sie uns das, Genosse Major?" fragte Telegin.

„Weil Dunja uns verlassen muß", erwiderte Rogotschew. „Auf Anordnung des Oberbefehlshabers der Küstenarmee dürfen weibliche Armeeangehörige nicht in der Festung bleiben. Auch Frontuntaugliche werden evakuiert. Das betrifft bei uns den Gefreiten Pawlinow und den Soldaten Smagin. Ja, und außerdem . . ."

Sein Blick streifte die verkrümmte Schulter des Leutnants.

„Es ist die letzte Gelegenheit für Sie, die Festung zu verlassen, Genosse Telegin", sagte er langsam. „Sie werden die Strapazen eines Fronteinsatzes nicht überstehen. Gehen Sie ins Hinterland. Dort braucht man Sie notwendiger."

„Genosse Major", entgegnete der Leutnant abweisend. „Die Strapazen des Fronteinsatzes werden auch viele Gesunde nicht überstehen. Sie haben uns deutlich genug gesagt, wie die Lage ist. Warum soll ich also meine Haut retten? Ich bin nicht feige, und ich halte mich für genausoviel wert wie die anderen."

„Sie wollen also nicht gehen?" fragte Rogotschew. „Sie wollen bleiben?"

„Ich habe es immer gewollt", knurrte Telegin.

„Gut", sagte der Major, seine Rührung unterdrückend. „Dann müssen Sie sich darüber im klaren sein, daß die Tage unserer Abteilung gezählt sind. Wir können jetzt jederzeit zum Fronteinsatz abkommandiert werden. Was von jetzt an an Aufklärungsarbeit zu leisten ist, übernimmt das Flottenkommando."

„Darf ich nicht auch bleiben, Genosse Major?" fragte Dunja. „Sie wissen doch, daß ich als Sanitäterin ausgebildet bin."

Rogotschew schüttelte den Kopf.

„In Ihrem Fall ist der Befehl eindeutig", sagte er. „Sie müssen sich mit Pawlinow und Smagin sofort auf den Weg machen. Die ‚Asow' liegt an der Karatinnaja-Bucht und läuft in zwei Stunden nach Noworossisk aus. Schicken Sie mir bitte den Genossen Masurow.



Und Sie, Genosse Telegin, lassen Smagin und Pawlinow von der Wache ablösen."

Dunja traf Masurow schlafend auf seinem Lager an. Er war sofort wach, als sie ihn berührte.

„Ich muß jetzt fort, Tolja", sagte sie leise. „Die ‚Asow' bringt mich nach Noworossisk. Das Oberkommando hat befohlen, die Frauen zu evakuieren."

Masurow setzte sich aufrecht und sah sie schweigend an. In seinem Blick lag eine Frage. Dunja zwang sich zu einem Lächeln. Ihr war weh ums Herz.

„Ich habe nicht vergessen, was ich Ihnen versprochen habe", sagte sie. „Ich werde Ihnen antworten, wenn alles vorbei ist."

Er zog sie stürmisch an sich, und sie ließ es sich gefallen. Ob sie ihn noch einmal wiedersah? Der Kampf um die Festung wurde immer schwerer. Viele würden ihn nicht überleben. Sie flüsterte: „Leben Sie wohl, Tolja. Ich werde immer an Sie denken."

Sie liebte ihn wie eine Schwester, aber sie sagte ihm das nicht,

denn sie wußte, daß Tolja andere Gefühle für sie hegte, und sie wollte ihm in der Abschiedsstunde keine Enttäuschung bereiten.

Als Masurow zu Rogotschew kam, meldeten sich Pawlinow und Smagin gerade ab. Außer Masurow waren auch Telegin und Gawrilenko anwesend.

„Ich habe Sie von einem Befehl des Verteidigungskomitees in Kenntnis zu setzen", sagte der Major sachlich. „Unsere Funkverbindungen zu den Abteilungen im Jailagebirge werden ab sofort aufgegeben. Mit der Zentrale in Simferopol halten wir noch bis morgen mittag Kontakt. Die Funkunterlagen der Gruppe eins müssen bis zum Morgen an Bord des Unterseebootes P achtundsechzig in der Strelezkaja-Bucht sein. Alles übrige wird verbrannt."

Er machte eine Pause.

„Nehmen Sie sich Gawrilenko und Masurow zu Hilfe, Genosse Leutnant", schloß er schwerfällig.

„Zu Befehl, Genosse Major", erwiderte Telegin nach einer langen Pause. Dieses Ende einer erfolgreichen, acht Monate währenden Arbeit traf ihn schwer, wenn auch nicht unvorbereitet.

„In einer Stunde, Genosse Masurow", fügte der Major, zu dem jungen Soldaten gewendet, hinzu, „brechen wir beide zur Strelezkaja-Bucht auf. Verpacken Sie die Unterlagen in zwei Säcke. Wir bringen gleich Verpflegung mit."

Es herrschte Schweigen zwischen ihnen. Jeder hing seinen Gedanken nach. Schließlich sagte der Major: „Gibt es noch eine Frage?"

Als die anderen verneinten, entschied der Major: „Dann also an die Arbeit", und wollte gehen.

Da fuhr sich der Leutnant mit der Hand über die Stirn und sagte: „Sie haben der kleinen Warka noch nicht geschrieben, Genosse Major. Sie sollten es jetzt tun und dem Unterseeboot die Post mitgeben. Wer weiß, wann Sie wieder einmal dazu kommen."

Der Major wollte scharf entgegnen, das sei doch wohl gegenwärtig am unwichtigsten, aber er überlegte es sich anders und nickte.

Während er in seinem Keller bei Kerzenschein dem Mädchen einen Brief schrieb und ihn zusammen mit dem Säckchen voll Erde verpackte, sendete Gawrilenko die letzten Funksprüche an die Abteilungen im Jailagebirge. Danach half er Telegin und Masurow beim Sortieren der Papiere.

Masurow meldete dem Major, daß sie fertig seien. Rogotschew warf sich wie er einen Sack auf den Rücken, und so machten sie sich auf den Weg.

Sie waren erst wenige Schritte von ihrem Quartier entfernt, als die Geräusche der nächtlichen Schlacht, die kaum noch in ihr Bewußtsein drangen, von dem Heulen einer Granate übertönt wurden. Blitzschnell suchten sie hinter einem Mauerrest Deckung. Die Explosion überschüttete sie mit einem Hagel von Steinen und Erde.

„Genosse Major", sagte Masurow, als sie sich wieder erhoben hatten. „Das war unser Haus."

„Kommen Sie, Masurow, wir müssen nachschauen, ob etwas passiert ist", befahl der Major.

Der Staub über den Ruinen des Gebäudes hatte sich noch nicht wieder gesenkt, als aus dem Dunkel einige Gestalten auftauchten.

„Ist etwas geschehen?" schrie Rogotschew.

Jemand näherte sich ihnen. Es war Gawrilenko.

„Die Granate schlug hinter dem Keller mit dem Boiler ein", meldete er aufgeregt. „Es hat einen von uns erwischt. Die Funkanlage ist noch intakt. Nur Leutnant Telegin ist . . ., ist . . ."

„So reden Sie doch, Mann!" brüllte der Major, den heiße Angst erfüllte. „Was ist mit Leutnant Telegin?"

„Er ist verschüttet", sagte Gawrilenko.

Der Major stürzte zu dem Gebäude hin. Der Keller, in dem Telegin gearbeitet hatte, war zusammengebrochen. Ein Teil des Boilers schaute aus den Schuttmassen heraus.

„Ausgraben!" schrie der Major. Er ließ den Sack, den er immer noch auf der Schulter trug, fallen und begann die Gesteinstrümmer wegzuräumen. Die anderen folgten seinem Beispiel.

„Der lebt bestimmt nicht mehr", sagte eine Stimme neben ihm.

„Maul halten!" schrie der Major. Er wühlte wie ein Verzweifelter.

„Vorsicht, Genosse Major", warnte Masurow. „Sonst erwischt es Sie auch noch."

Erschöpft legten sie eine Pause ein. Rogotschew starrte vor sich hin.

„Ist wenig Hoffnung, Genosse Major", sagte Masurow traurig. „Erst seine Familie, dann er."

Der Major sah ihn verständnislos an.

„Wie meinen Sie das?" fragte er.

„Auch seine Familie ist tot", sagte Masurow, verwundert, daß der Major das nicht wußte. „Ich dachte, das wäre Ihnen bekannt."

Rogotschew schüttelte den Kopf.

„Leutnant Telegin wohnte wie ich in Kiew", begann Masurow. „Als der Krieg ausbrach, fuhr seine Frau mit der Tochter zu ihrer Mutter nach Blonskoje bei Odessa. Der Ort wurde von den Faschi-

sten besetzt. Unsere Truppen eroberten ihn zurück. Leutnant Telegin war dabei, und er fand die Leichen seiner Frau, seiner Tochter und seiner Schwiegermutter. Die Faschisten hatten sie erschossen ...“

Es dauerte eine Weile, bis der Major begriff, was ihm Masurow in kurzen Worten berichtete. Dann aber verwandelte sich sein Schmerz in tiefe Bestürzung. Da war noch einer, der seine Familie verloren hatte, verloren auf furchtbare Weise durch nackten, bestialischen Mord. Mancher wäre darüber vielleicht wahnsinnig geworden. Wie weit lag dagegen der Verlust zurück, den er selbst erlitten hatte! Gewiß, dieser Verlust wog deshalb um nichts leichter, aber er hatte kein Recht, in einer Zeit wie dieser egoistisch um Frau und Kind zu trauern. Es gab Größeres im Leben eines Sowjetmenschen als die Trauer, und dieses Größere hatte Telegin veranlaßt, weiterzuleben. Jetzt verstand er die Erregung des Leutnants, als das Päckchen der kleinen Warka eintraf, jetzt verstand er noch manches andere, und diese Erkenntnis trieb ihn an, einen letzten Versuch zu unternehmen.

„Grabt weiter!“ rief er den anderen zu, die wie er aufgehört hatten. „Grabt weiter!“

Seine Stimme klang wie ein Schluchzen. Er darf nicht tot sein, dachte er erregt, er darf nicht. Das ist kein Tod für einen solchen Mann.

Der Boiler wuchs aus den Schuttmassen hervor. Unter dem Behälter stießen sie auf einen Hohlraum, und als sie den Zugang vorsichtig erweiterten, sahen sie im Schein einer Taschenlampe ein Paar Stiefel. Masurow kroch hinein und schob den leblosen Körper Telegins heraus.

„Ist er tot?“ fragte der Major heiser.

Da schlug der Leutnant die Augen auf, und als er die gedrungene Gestalt des Majors gegen den nächtlichen Himmel erkannte, sagte er mit schwacher Stimme: „Haben Sie den Brief an die kleine Warka abgeschickt, Genosse Major?“

Rogotschew wandte sich ab, um seine Erschütterung zu verbergen.

Als Leutnant Telegin von seiner Uhr aufschaute, zeigte sein Gesicht den Ausdruck tiefer Ratlosigkeit. Er hatte mehr als fünf Minuten über die Zeit gewartet, und nichts war geschehen.

Unschlüssig sah er auf die sechs Männer, die neben ihm zwischen den gewaltigen Steinblöcken der halbfertigen Mole in Deckung lagen. Was sollte er tun? Über die niedrige Mauer zu seiner Rechten strich eine Maschinengewehrgarbe hinweg.

Sein Gehirn arbeitete fieberhaft, und das Bild der Marinewerft von Sewastopol zeichnete sich wieder scharf vor seinen Augen ab. Sie hatten auf der Innenseite der Mole, die weit in die Sewernaja-Bucht hinausreichte, Zuflucht gesucht. Ihre Lage war so gut wie aussichtslos. Das Hafenbecken verengte sich hier bedeutend und war sogar durch zwei starke, ins Wasser hineinragende Mauern von dem übrigen Teil des Hafens abgegrenzt. Die Mauern mochten sich auf ungefähr fünfzig Meter einander nähern und gaben so eine schmale Einfahrt zum Anlegeplatz der Marinewerft frei. Der Winkel, den die Mauer auf ihrer Seite mit der Mole bildete, bot dem Leutnant und den sechs Soldaten einigermaßen Schutz vor dem heftigen Beschuß durch den Gegner. Die feindlichen Geschosse strichen über die Mauer, peitschten durch die schmale Einfahrt und prallten bösartig surrend von der Wasseroberfläche ab.

Telegin schob den Stahlhelm ins Genick und fuhr sich mit der schmutzigen Hand über die schweißnasse Stirn. Seine Schulter schmerzte, und die Hitze an diesem ersten Juli des Jahres neunzehnhundertzweiundvierzig war unerträglich. Rauchschwaden brachten von der brennenden Stadt einen scharfen Brandgeruch herüber, der zum Husten reizte. Der Leutnant starrte auf die gegenüberliegende Seite des Beckens, wo unter einer zerfetzten Tarnplane der stählerne Leib eines Unterseeboots auf der Helling lag, und abermals packte ihn Ratlosigkeit. Dieses reparaturbedürftige U-Boot hatten sie sprengen wollen. Zweihundert Kilo Dynamit steckten in seinem Rumpf. Aber die elektrische Zündvorrichtung war ihnen zerschossen worden, und so hatten sie eine gewöhnliche Zündschnur genommen, doch die hatte versagt. Nun war das U-Boot immer noch unversehrt, und die Faschisten saßen ganz in der Nähe am oberen Ende des Hafenbeckens. Es war unmöglich, mit dem kleinen Schlauchboot oder dem alten, halblecken Kahn, den sie zwischen den Steinblöcken versteckt hatten, nochmals überzusetzen, um eine neue Zündschnur anzubringen.

Feldwebel Gawrilenko, der von Major Rogotschew zu diesem Unternehmen abkommandiert worden war, hockte neben dem Leutnant. Und wenn Telegin Gawrilenko bisher auch nur von seiner Tätigkeit als Funker kannte, so hatte er doch schon in den vier Tagen seit Aufstellung der neuen Kampfeinheit gemerkt, daß der Feldwebel ein erfahrener Soldat war, dessen Ratschläge man beachten mußte. Aber als Telegin jetzt den Kopf zu ihm wandte, las er aus dem Blick Gawrilenkos nur eine Frage heraus: Was wollen wir noch hier? Es läßt sich doch nichts mehr ändern. Wäre es nicht besser, wir ver-

suchten den Molenkopf zu erreichen, ehe uns die Faschisten dort hintreiben? Vielleicht können wir uns noch eine Weile halten. Wir müssen doch weiterkämpfen, solange es geht. Davonkommen werden wir wohl nicht, und über Gefangenschaft brauchen wir nicht erst zu reden. Der Blick des Feldwebels sprach von den nüchternen Tatsachen, aber gerade deshalb forderte er den inneren Widerspruch des Leutnants heraus. Telegin sah über das mit einer schwarzen Ölschicht bedeckte Wasser, und plötzlich hatte er einen Einfall, einen Einfall, der ihm so phantastisch erschien, daß er ihn gleich wieder beiseite schieben wollte, doch es gelang ihm nicht.

Er drehte den Kopf zur Seite und betrachtete die am Boden liegenden Männer. Sie waren verschwitzt und erschöpft, und sie waren in einer gefährlichen Stimmung, denn hier gab es keinen Sieg mehr, sondern nur noch einen Kampf bis zum bitteren Ende. Schon einmal, vor knapp neunzig Jahren, war die Festung Sewastopol in die Hände des Feindes gefallen. Auch jetzt würde ihr dieses Schicksal nicht erspart bleiben, aber die Rote Armee war nicht besiegt. Sie hatte es im Winter vor Moskau bewiesen, und sie würde es wieder beweisen und die Faschisten aus dem Lande treiben. Das mußte allerdings ohne sie geschehen, denn inzwischen würde die Festung, die sich acht Monate lang gegen alle Angriffe heldenhaft verteidigt hatte, zu ihrem Grab geworden sein.

In diesem Augenblick wurde es dem Leutnant bewußt, daß sein Blick auf Anatoli Masurow ruhte. Der junge Soldat lehnte an einem flechtenüberzogenen Stein und hielt die Augen geschlossen. Als ob er schon tot wäre, dachte Telegin und erschrak gleichzeitig über diesen Gedanken, mit dem er der Zukunft, der sie entgegengingen, vorgriff. Sicher, auch Masurow würde fallen wie sie alle, aber sein Tod konnte noch beschleunigt werden, und das hing davon ab, ob er – Telegin – ihm den Befehl gab.

Ein tiefes Bedauern war in Leutnant Telegin, als er den Jungen betrachtete. Masurow war der einzige Sohn seiner Mutter, die im Kiewer Stadtsowjet als Telefonistin gearbeitet hatte. Sein Vater lebte nicht mehr. Die Genossen, unter denen er der jüngste war, behandelten ihn mit Nachsicht. Er war noch immer nicht über den Schock hinweggekommen, den er durch das Trommelfeuer von Uman erlitten hatte. Wenn die Faschisten angriffen, zitterte er und wurde aschgrau im Gesicht, aber er hielt durch und kämpfte.

Die Gedanken des Leutnants waren wieder bei dem stählernen Leib des Unterseeboots. Er rang mit einem Entschluß, denn es bestand noch eine winzige Möglichkeit, das Boot zu sprengen. Jemand

müßte hinübertauchen – an der Einfahrt des kleinen Beckens vorbei. Selber konnte er es nicht tun – seine verletzte Schulter ließ es nicht zu, ganz abgesehen davon, daß er nie ein guter Schwimmer gewesen war –, und er wußte auch keinen anderen, der es fertigbringen würde – außer Anatoli Masurow. Er erinnerte sich, daß Masurow an verschiedenen Schwimmwettbewerben teilgenommen und zahlreiche Preise errungen hatte. Der Junge galt als große Hoffnung des Schwimmsports. Telegin war einmal zugegen gewesen, als Masurow die Länge eines Schwimmbeckens, fünfzig Meter, mühelos durchtaucht hatte. Aber da war er ausgeruht gewesen, trainiert und das Wasser klar. Und jetzt? Er mußte ja nicht nur hinübertauchen, sondern auch wieder zurück. Das konnte er kaum schaffen.

Aber dort war das Unterseeboot. In wenigen Tagen oder Wochen konnte es der Gegner reparieren. Dann würde es sowjetischen Schiffen im Schwarzen Meer auflauern. Er – Telegin – war es, der die Entscheidung zu fällen hatte, und er fühlte die Verantwortung wie eine Zentnerlast. Wenn ich doch selber hinüberschwimmen könnte! dachte er verzweifelt.

Wie unter einem Zwang fragte er den jungen Soldaten: „Sie können doch gut schwimmen, Genosse Masurow?"

Masurow öffnete die Augen und hob den Kopf. Er verstand nicht, was der Leutnant wollte, und antwortete verwundert: „Ich glaube schon, Genosse Leutnant."

Feldwebel Gawrilenko hatte die Frage des Leutnants ebenfalls mit Erstaunen gehört, aber im Gegensatz zu Masurow sofort begriffen, worauf Telegin hinauswollte. Sein Inneres empörte sich gegen die Absicht des Leutnants. In ihrer Situation konnte man zwar keine Rücksichten auf das Leben eines einzelnen nehmen, aber für Befehle gab es Grenzen. Handelte es sich um eine Sache wie diese, so tat man sie selbst und schickte keinen anderen in den Tod. Das war unmenschlich, das tat kein sowjetischer Offizier. Sein Blick streifte das Gesicht des Leutnants, und sogleich bereute er, was er gedacht hatte. In Telegins Zügen war alles andere als Unmenschlichkeit zu lesen, am deutlichsten vielleicht die Qual der Entscheidung. Gawrilenko mußte den Kopf abwenden. Ich möchte nicht in seiner Haut stecken, dachte er und blickte stumm auf das ölige Wasser.

Telegin zögerte. Wenn er wieder fragte, mußte er dieser Frage einen Befehl folgen lassen. Aber vielleicht konnte er die Frage so formulieren, daß er Masurow die Entscheidung zuschob.

„Genosse Masurow, trauen Sie sich zu, fünfzig Meter zu tauchen?" fragte er langsam.

Plötzlich packte ihn die Scham. Wie niederträchtig von mir, den Jungen wählen zu lassen! Vielleicht sagt er aus lauter Stolz auf seine früheren Leistungen ja. Vielleicht ahnt er noch gar nicht, was ich mit ihm vorhabe. Ich trage doch auf jeden Fall die Verantwortung, und ich muß sie tragen, weil dieses Unterseeboot den Faschisten unter keinen Umständen in die Hände fallen darf.

Masurow schwieg. Er hatte begriffen, was die Frage des Leutnants bedeutete. Er wußte jetzt, was er tun sollte, und er hätte es durch ein einfaches „Nein, Genosse Leutnant!“ vermeiden können. Aber er wollte wie andere beweisen, daß er sein Vaterland liebte und sich zu opfern bereit war, und er verstand auch, daß das Unterseeboot dort drüben nicht nur ein Objekt aus Stahl und Nieten war, sondern eine Rolle spielen konnte, die man nicht zulassen durfte.

Und er sagte: „Ich glaube, ich kann es, Genosse Leutnant.“

Leutnant Telegin holte tief Luft und sprach mit gepreßter Stimme: „Genosse Masurow, ich befehle Ihnen, hinüberzutauchen und die Sprengung nochmals vorzubereiten. Das Zündmaterial finden Sie in dem kleinen Schuppen drüben. Bringen Sie zwei Reservezündungen an, damit die Explosion auf jeden Fall erfolgt.“

„Vor der Sprengung müssen Sie wieder hier sein“, sagte er mit dem schwachen Versuch eines Lächelns. „Kommen Sie gut zurück.“

„Zu Befehl, Genosse Leutnant“, erwiderte der junge Soldat. Er stand auf und zog sich in gebückter Stellung aus. Das Herz des Leutnants krampfte sich zusammen. Ich schicke ihn in den Tod, dachte er. Habe ich ein Recht dazu? Noch kann ich den Befehl widerrufen, aber das darf ich nicht, denn sonst wird das Boot eine Beute der Faschisten. Er preßte die heiße Stirn gegen die kühle Mauer.

Gawrilenko hatte Masurow beim Ablegen der Kleider geholfen. Jetzt reichte er ihm seine Feldflasche. „Trink!“ sagte er rauh. Masurow nahm einen Schluck von dem Wodka, den der Sergeant für besondere Fälle mit sich führte. Der Alkohol rann ihm wie Feuer durch die Adern und ließ ihn fast taumeln, denn er hatte wenig gegessen, und die Hitze hatte ihm zugesetzt. Aber dann fühlte er neue Kräfte.

„Gehen Sie“, sagte der Leutnant leise. „Passen Sie auf, daß Sie nicht nach rechts in das Becken der Werft geraten. Achten Sie auch genau auf den Rückweg.“

Masurow ließ sich in das ölbedeckte Wasser gleiten und schwamm langsam bis zum Ende der Mauer. Ein Aufklärer des Gegners zog träge seine Kreise am wolkenlosen, mit schwachem Rauch bedeckten Himmel. Doch die Soldaten beobachteten ihn diesmal nicht, sondern verfolgten gebannt Masurows Bewegungen.

Sie sahen, wie er seine Lungen voll Luft pumpte und untertauchte. Der Leutnant starrte regungslos auf die Stelle, wo die Mauer vom anderen Ufer im Wasser endete. Die Sekunden verrannen endlos langsam. Schon fürchtete Telegin, daß Masurow etwas zugestoßen sei, da tauchte sein Kopf kurz hinter der Einfahrt auf. Der junge Soldat warf sich erschöpft auf den Rücken und schwamm mit schwachen Schlägen ans Ufer.

Der Leutnant atmete auf. Masurow, dessen heller Körper mit einer dunklen Ölschicht bedeckt war, kroch vorsichtig aus dem Wasser und blieb einige Augenblicke hinter einem Stapel verbogener Eisenträger liegen. Dann lief er gebückt um den Stapel herum und verschwand zwischen zusammengestürzten Gerüsten und halbzerstörten Schuppen. Wieder wartete Telegin mit wachsender Besorgnis, denn immer häufiger schoß der Gegner nach der Einfahrt, wie die vom Wasser abprallenden Geschosse bewiesen.

Masurow kam zurück. Sie sahen ihn drüben ins Wasser steigen und ans jenseitige Mauerende schwimmen. Wieder schöpfte er Luft und tauchte unter. Der Leutnant warf einen Blick auf seine Uhr. Nun ist er bald in Sicherheit, dachte er, aber das Warten dauerte immer länger, und Masurow kam nicht zum Vorschein. Da stieß der Feldwebel einen Ruf des Schreckens aus. Masurow war aufgetaucht, aber viel zu weit links und noch im Bereich der Einfahrt. Aus Sorge, in das Becken zu geraten, war er nach der anderen Seite abgekommen und mußte an die Oberfläche, weil der Sauerstoff in seinen Lungen aufgebraucht war.

„Hierher, Masurow!" rief der Leutnant.

Der junge Soldat versuchte mit einigen Kraulstößen die rettende Mole zu erreichen, da begann ein Maschinengewehr zu tacken, und um den Kopf des Schwimmers stiegen kleine Fontänen auf. Als der Feuerstoß vorbei war, trieb Anatoli Masurow leblos auf dem Wasser der Sewernaja-Bucht. Leutnant Telegin nahm seinen Helm ab. Sein Gesicht hatte jede Farbe verloren, und seine Stimme klang gebrochen, als er sagte: „Genosse Masurow war einer der tapfersten Soldaten, die ich kennengelernt habe."

Zwanzig Sekunden später riß die Explosion das U-Boot auseinander. Leutnant Telegin, der sich nicht gerührt hatte, setzte den Helm wieder auf und sagte, um Fassung bemüht: „Wir ziehen uns zu dem Munitionsbunker am Molenkopf zurück. Jeder Angriff der Faschisten wird abgewehrt. Sollten sie versuchen, mit ihren Sturmbooten an uns vorbei aus der Bucht zu gelangen, nehmen wir sie unter Feuer."

Bis zum Anbruch der Dunkelheit verteidigte sich die kleine Gruppe erfolgreich. Dann trug der Leutnant dem Feldwebel auf, mit den übrigen vier Genossen, von denen zwei verwundet waren, den Kahn zu besteigen und sich zur Kruglaja-Bucht durchzuschlagen.

Gawrilenko gehorchte nicht ohne Bedenken, denn Telegin wollte zurückbleiben, um den Feuerschutz zu übernehmen, aber der Leutnant erklärte: „Ich habe noch das Schlauchboot. In einer Viertelstunde folge ich euch."

Als der Kahn rund dreihundert Meter vom Molenkopf entfernt war, verstummte das Feuer aus dem Bunker. Ob sich Telegin schon zum Aufbruch rüstet? dachte der Feldwebel. Er sah, wie sich das Mündungsfeuer aus den Gewehren des angreifenden Gegners längs der Mole sprungartig dem Bunker näherte. Vergeblich versuchte er auf der dunklen Wasserfläche das Schlauchboot auszumachen. Er entdeckte es nicht. Die Angreifer waren schon dicht an den Bunker herangekommen, da spaltete ein grell leuchtender Blitz unter donnerartigem Getöse den Molenkopf. Ein Regen von schweren Steinbrocken klatschte ins Wasser, einige gar nicht weit von dem Kahn mit Gawrilenkos Gruppe entfernt. Der Feldwebel verstand, was auf der Mole vorgegangen war. Telegin hatte den Bunker nicht verlassen. Er hatte gewartet, bis möglichst viele Faschisten vor seiner Stellung versammelt waren. Dann hatte er selbst die tief im Hafendamm lagernde Munition in die Luft gesprengt.

Leutnant Telegin lebte nicht mehr. Er hatte seine Familie und den jungen Anatoli Masurow gerächt. Er hatte gleichzeitig mit seinem Leben für einen Befehl bezahlt, mit dem er Masurow in den Tod geschickt hatte. Er war einsam gewesen und hatte doch nicht vergessen, daß Menschen um ihn lebten, die ihn brauchten, und für sie und seine Heimat war er gestorben.

Gawrilenko und seine Gruppe erreichten spät in der Nacht die Kruglaja-Bucht und stießen wieder zur Einheit Major Rogotschews. Das Ende Telegins und Masurows berührte Rogotschew tief, aber er hatte keine Zeit, um die Genossen zu trauern, denn noch einmal mußten sie sich den Faschisten entgegenstellen, um den Abtransport der Truppen durch die Schiffe zu sichern.

Im Stadtgarten von Noworossisk saß Dunja Tarassowa neben Feldwebel Gawrilenko auf einer Bank und hörte ihm mit Tränen in den Augen zu. Jeden Tag war sie vom Marineklub, wo man sie untergebracht hatte, hinuntergegangen zum Hafen und hatte an der Absperrung gewartet, ob unter den evakuierten Soldaten, die aus Sewa-

stopol kamen, Angehörige der Aufklärung waren. Erst unter den letzten, die aus der geräumten Festung eintrafen, entdeckte sie den Feldwebel. Sie hatte Gawrilenko, der auf der „Mucha“, einem Minensuchboot, nach Noworossisk gelangt war, nicht sofort erkannt und erschrak fast, als ein abgezehrter, unrasierter Soldat aus dem Strom der Ankömmlinge, die das Hafentor passierten, auf sie zutrat und sie ansprach.

Gawrilenko berichtete vom Tode Anatoli Masurows, und sie weinte um ihn, als hätte sie ihren Bruder verloren. Er sprach von Leutnant Telegin und all den anderen, die sie gekannt und unter denen sie wie in einer großen Familie gelebt hatte. Nun waren sie tot, gefallen in Sewastopol, das die Faschisten besetzt hatten, und die Trauer um die Genossen, die ihr Leben für ihr Vaterland gegeben hatten, machte ihr das Herz schwer.

„Der letzte, der fiel, war Major Rogotschew“, sagte der Feldwebel mit belegter Stimme. „Vor seinem Tode übergab er mir das hier.“

Es war ein kleines Päckchen mit zerrissenem Umschlag, das er aus seinem Brotbeutel nahm.

„Das Päckchen ist an ein kleines Mädchen gerichtet“, sagte er. „Ihr Vater ist in Sewastopol gefallen und auf dem Bruderfriedhof begraben. Sie wollte Erde von dem Grab haben, aber der Bruderfriedhof war schon in der Hand der Faschisten, und so nahm der Major Erde vom Malachow-Hügel. Doch er kam nie dazu, das Päckchen abzuschicken. Zuletzt sollte es mit den Funkunterlagen zur Strelezkaja-Bucht gebracht werden, aber der Genosse, dem es der Major mitgeben wollte, starb bei einem Luftangriff der Faschisten, und so erhielt er es wieder zurück.“

Er reichte Dunja das Päckchen.

„Man muß es neu verpacken, aber ich weiß nicht, ob ich dazu komme. Ich muß mich auf der Frontsammelstelle melden. Die Faschisten haben am Donez eine neue Offensive begonnen. Da werden wir wohl nicht lange hierbleiben können. Bitte, erledigen Sie es für mich.“

Dunja fühlte durch den zerrissenen Umschlag den Beutel mit der weichen Erde. Ein sonderbares Gefühl beschlich sie. Gawrilenko stand auf.

„Ich muß jetzt gehen“, sagte er. „Die anderen haben sich sicher schon gemeldet. Leben Sie wohl, Dunja, und kümmern Sie sich um das Päckchen. Als der Major starb, sagte er: Kommt wieder!, und wenn wir wieder nach Sewastopol zurückkehren wollen, müssen wir kämpfen.“

Er drückte ihr zum Abschied die Hand. Während er davonging, hob Dunja den Blick und sah über die Bucht zum Leuchtturm hinüber. An ihm vorbei führte der Weg über das Meer nach Sewastopol. Kommt wieder, hatte der sterbende Major gesagt. Gawrilenko hatte recht. Wenn sie wiederkommen wollten, mußten sie kämpfen – wie Anatoli Masurow, Leutnant Telegin und Major Rogotschew. Sie betrachtete das Päckchen in ihrer Hand, und auf einmal wußte sie, was sie zu tun hatte. Man hatte ihr vorgeschlagen, in ein Lazarett im Ural oder nach Sibirien zu gehen, um Verwundete zu pflegen und Abstand von dem zu gewinnen, was sie erlebt hatte, aber das wollte sie nicht mehr. Sie wollte dabeisein, wenn die Rote Armee den Weg in die Festung freikämpfte, und das Päckchen sollte Mascha abschicken, mit der sie das Zimmer im Klub teilte.

„Genosse Gawrilenko“, rief sie, dem Feldwebel nacheilend. „Genosse Gawrilenko, warten Sie doch bitte.“

Der Feldwebel wandte sich erstaunt um.

„Was ist, Dunja?“

„Ich gehe mit Ihnen“, sagte sie entschlossen. „Man wird an der Front eine Sanitäterin doch wohl brauchen können. Ich will dabeisein, wenn ihr nach Sewastopol zurückkehrt.“

Sie kehrten zurück. Am 8. April 1944 begannen die Armeen der 4. Ukrainischen Front die Offensive zur Befreiung der Krim. Am 19. April standen die sowjetischen Truppen vor Sewastopol. Am 9. Mai hatten sie die Festung zurückerobert.

Masurow ließ sich in das ölbedeckte Wasser gleiten und schwamm langsam bis zum Ende der Mauer. Ein Aufklärer des Gegners zog träge seine Kreise am wolkenlosen, mit leichtem Rauch bedeckten Himmel. Doch die Soldaten beobachteten ihn diesmal nicht, sondern verfolgten gebannt Masurows Bewegungen.
Sie sahen, wie er seine Lungen voll Luft pumpte und untertauchte. Der Leutnant starrte regungslos auf die Stelle, wo die Mauer vom anderen Ufer im Wasser endete. Die Sekunden verrannen endlos langsam. Schon fürchtete Telegin, daß Masurow etwas zugestoßen sei, da tauchte sein Kopf kurz hinter der Einfahrt auf. Der junge Soldat warf sich erschöpft auf den Rücken und schwamm mit schwachen Schlägen ans Ufer . . .

0,45

31 615